

Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen

Pilotprojekt in den Regionen Dornbirn, Imst und Salzburg

Abschlussbericht

erstellt von
Mag. Bettina Hofer und
Dr. Hermann Putzhuber

Februar 2005



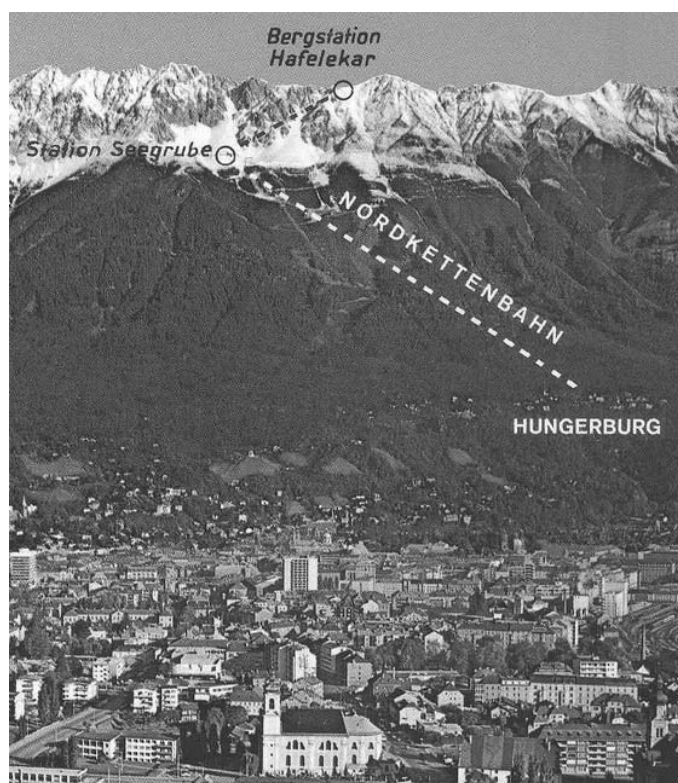
FORSCHUNG

Inhalt

Vorwort.....	3
Zur Methode und zum Verlauf des Projektes.....	4
Die Vorgeschichte.....	4
Das Pilotprojekt	4
Zur Methode.....	5
Die Zielgruppe.....	7
Der Verlauf.....	7
Übergangsprozesse	10
Der Übergang ins selbständige Wohnen.....	11
Unterstützungsangebote von SOS-Kinderdorf.....	11
Die Veränderung der Wohnsituation in den drei Jahren der Längsschnittstudie	14
Der Auszug aus der Einrichtung	15
Herausforderungen, die mit dem Auszug in Verbindung stehen.....	17
Was die jungen Menschen SOS-Kinderdorf für den Übergang empfehlen ...	19
Ausbildung und Arbeit	21
Warum ist Arbeit so ein dominantes Thema in den Gesprächen?	21
Was ist den jungen Menschen an der Arbeit wichtig?.....	23
Das einzig Kontinuierliche ist der Wandel - auch bei Ausbildung und Arbeit.....	25
Kontinuität und Diskontinuität	26
Das soziale Netz	30
Die Freundin/der Freund.....	30
FreundInnen und KollegInnen.....	32
Die Kinderdorfmutter	33
Die leiblichen Geschwister und die Hausgeschwister aus der SOS-Kinderdorf-Familie.....	33
Leibliche Eltern und andere Verwandte.....	34
MitarbeiterInnen in den SOS-Kinderdorf-Einrichtungen.....	34
Die Bedeutung von SOS-Kinderdorf für die jungen Erwachsenen.....	36
Leben mit zwei Familiensystemen.....	42
Wie beschreiben die jungen Erwachsenen ihre Beziehungen zum Herkunftssystem?.....	42

Beziehungen zu Vätern.....	43
Beziehungen zu Müttern.....	44
Die Qualität der Beziehungen	44
Welche Rolle spielen Mütter und Väter für die jungen Erwachsenen?.....	45
Wo verorten sich die jungen Menschen?.....	47
Wie erlebten die jungen Erwachsenen die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem?	47
Die Herausforderung, im komplizierten Netz zweier Familien aufzu- wachsen, zu arbeiten, einen Platz zu finden	51
Empfehlungen der jungen Menschen für die Zusammenarbeit von SOS-Kinderdorf mit dem Herkunftssystem	52
Resümee und Empfehlungen.....	54
Zugang und Methode.....	54
Der Übergang von Fremdunterbringung ins selbständige Leben	56
Die Aufwertung des eigenen steht in Verbindung mit der Abwertung des anderen Bezugssystems	57
Umgang mit dem Herkunftssystem.....	58
... und wie weiter?.....	59
Literatur.....	60

Vorwort



In den Berichten zu den drei Befragungsdurchgängen der Längsschnittstudie haben wir unser Forschungsprojekt mit einer Seilbahnfahrt auf die Nordkette verglichen. Wir starteten mit den TeilnehmerInnen an unserem Forschungsprojekt – so das Bild – in der Talstation „Hungerburg“. Für eine zweite Momentaufnahme aus ihrem Leben trafen wir die jungen Erwachsenen ein Jahr später auf der Mittelstation „Seegrube“. Bei unserem dritten Treffen nach drei Jahren auf dem „Hafelekar“, der Bergstation der Innsbrucker Nordkettenbahn, haben wir die jungen Leute ein weiteres Mal eingeladen, uns aus ihrer aktuellen Lebenssituation zu erzählen und mit uns Rückschau auf die Talstation, die Stadt Innsbruck und das Inntal zu halten.

Mit dem vorliegenden Abschlussbericht blicken wir von Innsbruck aus zurück auf die Bergkulisse des Karwendelgebirges und wollen aus einer distanzierteren Perspektive die Impressionen von den drei Stationen in ein Gesamtbild bringen.

Den TeilnehmerInnen an unserem Forschungsprojekt danken wir für ihre Beiträge zu diesem Gesamtbild, für die Momentaufnahmen von ihrem Weg aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung, für die Zeit, die sie in Fragebögen und Gespräche mit uns investiert haben.

Bei den Kinderdorfmüttern, den BetreuerInnen und Leitern aus den SOS-Kinderdörfern und Jugendeinrichtungen bedanken wir uns für die hilfreiche Unterstützung beim Start des Projektes und für die Offenheit, die sie uns im weiteren Verlauf entgegengebracht haben.

Zu guter Letzt bedanken wir uns bei unseren KollegInnen im SPI und im Fachbereich Pädagogik für die gemeinsamen Vorüberlegungen und die wertvollen Rückmeldungen zu unseren Berichten.

Bettina Hofer und Hermann Putzhuber

Februar 2005

Zur Methode und zum Verlauf des Projektes

Die Vorgeschichte

Wenn junge Menschen, die in SOS-Kinderdorf-Einrichtungen aufgewachsen sind, diese verlassen, dann bleibt häufig ein mehr oder weniger intensiver Kontakt aufrecht. SOS-Kinderdorfmütter zum Beispiel wissen meist über den weiteren Lebensweg „ihrer Kinder“ Bescheid.

Untersuchungen zur Frage, was „nach dem Kinderdorf“ ist, gibt es aber kaum. Ende der 70er Jahre wurde in Österreich und Deutschland eine umfangreiche Untersuchung zur „Lebensbewahrung von ehemaligen SOS-Kinderdorf-Kindern“ gemacht und Anfang der 90er Jahre wurde eine kleine Gruppe ehemaliger SOS-Kinderdorf-Kinder aus der Region Hinterbrühl im Rahmen einer Studie zur Lebenssituation junger Erwachsener mit Heimerfahrung befragt.¹

1999 wurde dieses Thema im Fachbereich Pädagogik wieder aufgegriffen. Das Sozialpädagogische Institut von SOS-Kinderdorf in Österreich erhielt den Auftrag, ein Forschungsdesign zur Katamnese „Ehemaliger“ zu entwerfen.

Das Vorhaben verfolgt dabei zwei Richtungen. Einerseits sollen Informationen zu der Frage „Wie geht es den jungen Erwachsenen, wenn sie SOS-Kinderdorf verlassen (haben)?“ gewonnen werden. Andererseits soll dieses Forschungsdesign auch die Grundlage für eine effizientere Zusammenarbeit mit Universitäten darstellen und auf diesem Wege einen Beitrag zur fachlichen Öffentlichkeitsarbeit leisten.

Im Rahmen des Auftrages für ein umfassendes Forschungsdesign entstand die Idee, ein Pilotprojekt zu konzipieren und vom Sozialpädagogischen Institut aus durchzuführen. Dabei sollten bereits erste Ergebnisse gewonnen, gleichzeitig Erfahrungen mit diesem Forschungsfeld gemacht und Fragestellungen überprüft werden, die dann in die Konzeption eines umfassenden Forschungsdesigns einfließen sollen. Um dieses Pilotprojekt vom Sozialpädagogischen Institut aus durchführen zu können, wurde es auf die Regionen Dornbirn, Imst und Salzburg eingegrenzt.

Das Pilotprojekt

Das Pilotprojekt „Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen“ wurde als Längsschnittuntersuchung mit einer Laufzeit von drei Jahren konzipiert und fokussiert auf die Zeit des Überganges von der Betreuung in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung in ein selbständiges Leben außerhalb. Miteinbezogen werden sollten alle jungen Erwachsenen, die – älter als 18 Jahre – sich aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen „verselbständigen“. Diese sollten kurz vor dem Auszug aus der Einrichtung kontaktiert, befragt und für die weiteren Untersuchungen gewonnen werden, die wir nach einem Jahr und dann noch einmal nach drei Jahren durchführen wollten.

Eine Längsschnittuntersuchung erschien für diesen Themenkomplex die geeignetste Methode, einen Prozess abzubilden und nicht nur eine Momentaufnahme zu geben.

Für die erste Befragung wollten wir die Jugendlichen noch vor dem Verlassen der Einrichtung erreichen, um einen Vergleichspunkt für die weiteren Entwicklungen zu haben. Außerdem

¹ Schwerdtfeger, Hans: Ehemalige österreichische Kinderdorfkinder heute, Eine katamnestiche Untersuchung zur Lebensbewahrung; Friedlmayer, Stefanie u.a.: ... das letzte Kind muss überbleiben, Eine Studie zur Lebenssituation junger Erwachsener mit Heimerfahrung

erschien uns ein solches Vorgehen aus pragmatischen Gründen günstig, da die Jugendlichen auf diesem Wege relativ leicht zu erreichen sind.

Die zweite Befragung sollte nach einem Jahr stattfinden, da zu diesem Zeitpunkt der Bezug zu SOS-Kinderdorf vermutlich noch recht frisch ist, sich dennoch schon einiges verändert haben dürfte und die jungen Erwachsenen erste Erfahrungen mit dem selbständigen Leben gemacht haben.

Die dritte Befragung haben wir nach drei Jahren geplant. Zu diesem Zeitpunkt dürfte bereits eine erste Konsolidierung eingetreten sein. Erste Krisen, die zu erwarten sind, sollten zu diesem Zeitpunkt bereits überwunden sein. Außerdem gingen wir davon aus, dass der Zeitabstand nicht zu groß sein darf, um noch einen emotionalen Bezug zu den ersten Befragungen und zum gesamten Projekt herstellen zu können.

Ziele des Pilotprojektes waren, erste Informationen über junge Menschen, die aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen ausziehen, zu gewinnen und zu erfahren, wie junge Menschen den Übergang und SOS-Kinderdorf mit seinen Angeboten erleben sowie Zugang und Fragestellungen zu erproben und Erfahrungen mit Forschung zu sammeln.

Bereits bei den Vorüberlegungen zu „katamnesticen Untersuchungen“ war klar, dass es heute nicht mehr um normative Kategorisierungen im Sinne von „Bewährung“ und „Erfolg“ gehen kann, also weder um die Frage, wie „erfolgreich“ sich die „Ehemaligen“ im Leben bewähren noch darum, wie „erfolgreich“ SOS-Kinderdorf in seinen Erziehungsbemühungen ist. Als Fokus wurde – vor allem auch in Auseinandersetzung mit Konzepten der Lebensqualitätsforschung – die Beschreibung der Lebenssituation gewählt.² Vor diesem Hintergrund wurden die zentralen Fragestellungen für das Pilotprojekt folgendermaßen formuliert:

- ☞ Wie geht es den jungen Menschen beim Übergang in ein selbständiges Leben außerhalb der SOS-Kinderdorf-Einrichtung?
- ☞ Welche Erfahrungen haben sie in den Einrichtungen gemacht, die ihnen für den Übergang wichtig sind?
- ☞ Wie hilfreich (wie förderlich oder auch wie hemmend) sind die Angebote von SOS-Kinderdorf, um die jungen Erwachsenen im Übergang zu unterstützen?
- ☞ Welche Bedeutung hat SOS-Kinderdorf für die jungen Erwachsenen im Rückblick?

Zur Methode

Aus den zentralen Fragestellungen wurden drei Forschungsfragen abgeleitet:

- ☞ Wie beschreiben die jungen Menschen ihre Lebenssituation?
- ☞ Was sind für sie zentrale Aspekte von Lebensqualität?
- ☞ Wie verändert sich die Lebenssituation in den ersten Jahren nach dem Auszug?

Methodisch wurden dazu zwei Zugänge gewählt. Einmal ein quantitativer Zugang mit Fragebögen, um etwas ÜBER die jungen Menschen in Erfahrung zu bringen. Zum Zweiten ein qualitativer Zugang über offene Interviews, um etwas VON den jungen Erwachsenen zu erfahren. Bei der Wahl dieser Zugänge stand im Hintergrund die Überlegung, dass die Kategorien der Lebensqualitätsforschung, die die Grundlage für die Fragebögen bildeten, sicherlich zentrale Aspekte menschlichen Lebens in unserer Gesellschaft darstellen, für junge Menschen in unserer Gesellschaft aber möglicherweise andere Aspekte zentraler sind oder sein können. Das Ziel der Interviews war daher, in Erfahrung zu bringen, welche Aspekte für die jungen Menschen selber in ihrem Leben und im Übergang die wesentlichen, die für Zufriedenheit und

² S. dazu Hofer, Bettina/Putzhuber, Hermann: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Rohbericht zum ersten Befragungsdurchgang 2000

Lebensqualität zentralen, sind und den InterviewpartnerInnen entsprechend Raum für ihre Themen zu geben. Vor diesem Hintergrund war die Wahl offener Interviews naheliegend. Die Fragebögen beinhalteten Fragen zu den fünf zentralen Kategorien der Lebensqualitätsforschung: Ausbildung und Arbeit, Wohnen, finanzielle Situation, soziale Beziehungen und Gesundheit. Fragen nach den sogenannten „hard facts“ wurden jeweils ergänzt durch Fragen nach der Zufriedenheit mit der jeweiligen Situation. Am Ende des Fragebogens wurde noch einmal Bezug genommen auf das SOS-Kinderdorf mit der Frage, in welcher Weise sich der Umstand, in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung aufgewachsen zu sein, auf das Leben auswirke.

Da die erste Befragung bei den meisten noch vor dem „Auszug“ stattfand, musste der Fragebogen z.B. in Bezug auf die Wohnsituation darauf zugeschnitten sein und für die nächsten beiden Befragungen adaptiert werden. Adaptierungen wurden auch notwendig durch die Währungsumstellung auf den Euro. Darüber hinaus mussten einzelne Fragen umformuliert oder ausdifferenziert werden, weil sich Verständnisprobleme ergaben oder Kategorien gewählt wurden, die der Realität der jungen Menschen nicht gerecht wurden. So wurde zum Beispiel der Begriff „Familie“ unterschiedlich verstanden: Manche meinten damit die leibliche und manche die SOS-Kinderdorf-Familie. Ähnliche Schwierigkeiten ergaben sich mit dem Begriff „Geschwister“ (leibliche Geschwister, Hausgeschwister). Ein anderes Problem ergab sich z.B. bei Fragen nach den leiblichen Eltern (Entfernung zu diesen, Kontakt etc.). Es hat sich als notwendig herausgestellt, hier zwischen leiblicher Mutter und leiblichem Vater zu differenzieren, da in den meisten Fällen die leiblichen Eltern getrennt leben.

Die Daten wurden in eine Datenbank eingegeben und ausgewertet, wobei aufgrund des Skalenniveaus der meisten Fragen lediglich Häufigkeiten dargestellt werden konnten. Die geringe Zahl der Befragten hätte weitergehende statistische Berechnungen aber von vorneherein nicht sinnvoll gemacht.

Die Interviews haben wir bewusst offen gestaltet. Wir haben lediglich einige erzählgenerierende Fragen vorbereitet und uns als Gedankenstütze einen Leitfaden mit Themenbereichen, die wir gerne angesprochen hätten, erarbeitet. Erst für die letzte Befragung haben wir diesen Leitfaden noch etwas differenziert und bei den Interviews auch aktiver Themen eingebracht, zu denen wir auf der Basis der ersten beiden Befragungen noch gerne mehr gewusst hätten. So wie es uns wichtig war, dass die jungen Menschen selber die Inhalte bestimmen, über die sie erzählen wollen, so wichtig war es uns auch, sie den Ort des Interviews bestimmen zu lassen. Und letztendlich haben sich auch sehr unterschiedliche zeitliche Verläufe ergeben. Während ein Interview z.B. bereits nach 30 Minuten fertig war, hat ein anderes fast zwei Stunden gedauert.

Die Durchführung der Interviews haben wir uns – auch aus Ressourcengründen – aufgeteilt, wobei wir bewusst keine geschlechterhomogene Aufteilung vorgenommen haben. Wir haben aber versucht, diesen Aspekt mitzuberücksichtigen und bei den Interviews darauf zu achten, ob das Geschlecht der InterviewerInnen sich einschränkend auswirkt. Auch haben wir bei der ersten Vereinbarung von Interviewterminen diese Frage angesprochen und Bettina Hofer bzw. Hermann Putzhuber als Alternative angeboten. Bei den Interviews des zweiten und dritten Durchganges haben wir die Aufteilung dann beibehalten. Auch wenn wir die jungen Menschen ansonsten lediglich zu den vereinbarten Terminen getroffen haben, hat sich auf diesem Wege doch eine gewisse Vertrautheit eingestellt.

Die Interviews wurden mit dem Einverständnis der Befragten aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert. Diese Texte wurden dann mit EDV-Unterstützung (WinMax, MaxQDA) inhaltsanalytisch ausgewertet. Auch hier sind wir arbeitsteilig vorgegangen. Die Codierung der Transkripte, also die Zuordnung von Überbegriffen zu einzelnen Textpassagen, haben wir jeweils für die selber durchgeführten Interviews gemacht. Die weitere Ausarbeitung haben wir dann allerdings quer dazu entlang der sich abzeichnenden Themenfelder vorgenommen

und das jeweils Ausgearbeitete in regelmäßigen Treffen immer wieder durchbesprochen. Diese zweite Sicht auf die Texte war sowohl weiter differenzierend als auch manchmal korrigierend. Das Projekt zu zweit durchzuführen hat sich im Hinblick auf die Ressourcen als positiv erwiesen, für die Qualität der Auswertung ist es von fundamentaler Bedeutung.

Die Zielgruppe

Da wir in einem Längsschnitt die Zeit des Überganges aus einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung in ein selbständiges Leben außerhalb in den Blick nehmen wollten, war klar, eine in Bezug auf die „Startbedingungen“ relativ homogene Gruppe als Zielgruppe zu wählen, die wir über einen Zeitraum von drei Jahren mehrmals befragen. Wir haben uns dafür entschieden, all jene Jugendlichen aufzunehmen, die im Jahr 2000 eine SOS-Kinderdorf-Einrichtung in den ausgewählten Regionen und den Betreuungskontext von SOS-Kinderdorf verlassen (also nicht lediglich in ein Betreutes Wohnen wechseln) und die älter als 18 Jahre sind. Hierzu haben wir die EinrichtungsleiterInnen gebeten, uns die diesen Kriterien entsprechenden Jugendlichen zu melden.³

Die Realität hat dann gezeigt, dass nicht alle diesen Kriterien entsprochen haben. Wir haben aufgrund der geringen Anzahl aber entschieden, alle Jugendlichen mit aufzunehmen.

Insgesamt haben 17 junge Menschen den Fragebogen der ersten Befragung erhalten und wir konnten in der Folge 11 für ein Interview gewinnen.

Von den 17 Fragebögen wurden 16 retourniert. Bei den nächsten beiden Befragungen haben wir die Fragebögen zum größten Teil direkt den jungen Menschen per Post zugeschickt. Erwartungsgemäß ist der Rücklauf zurückgegangen, so dass bei der dritten Befragung von 16 ausgeschickten Fragebögen lediglich 8 zurückgeschickt wurden.

Die Anzahl derer, die zu einem Interview bereit waren, ist demgegenüber erstaunlich konstant geblieben. Waren es beim ersten Befragungsdurchgang 11 junge Frauen und Männer, so waren es nach drei Jahren noch 9, mit denen wir ein Gespräch führen konnten. In einem Fall war es auch nicht fehlende Bereitschaft, sondern einfach die Entfernung, die ein Interview nicht möglich machte.

Der Verlauf

In einem ersten Schritt haben wir alle Einrichtungen besucht, das Projekt den Kinderdorfmüttern und BetreuerInnen der Jugendlichen vorgestellt und sie gebeten, einen ersten Kontakt herzustellen. Dazu waren alle gerne bereit und haben Informationen über das Projekt und die ersten Fragebögen weitergegeben. Wir konnten uns bei der telefonischen Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen, bei der wir sie für ein Interview gewinnen wollten, schon darauf beziehen. Dabei ist es in einigen Fällen trotz mehrmaliger Anrufversuche, SMS, Bitten um Rückruf auf der Mailbox oder über BetreuerInnen nicht gelungen, einen Kontakt herzustellen und ein Mal wurde ein Interview abgelehnt.

Wir sind dann in die jeweiligen Regionen gefahren und haben mit den Jugendlichen die Interviews durchgeführt. Am Ende der Interviews wurden die jungen Menschen auch gefragt, ob sie beim nächsten Befragungsdurchgang wieder zu einem Interview bereit wären.

³ Selbstverständlich haben die gewählten Kriterien auch manche Jugendliche ausgeschlossen. Der Fokus auf den Übergang in ein selbständiges Leben hat natürlich nur diejenigen in das Blickfeld gerückt, die auf „normalem“ Weg eine SOS-Kinderdorf-Einrichtung verlassen. Abbrüche, Rückführungen oder Wechsel in andere Betreuungsformen haben wir mit unserer Perspektive nicht erfasst.

Die Ergebnisse des ersten Befragungsdurchganges wurden in einem Zwischenbericht dokumentiert.⁴

Für die nächste Befragung mussten, wie erwähnt, einige Adaptierungen am Fragebogen und am Interviewleitfaden durchgeführt werden. Dann versuchten wir, die jungen Menschen per Post zu kontaktieren, d.h. in den meisten Fällen haben wir – wie mit den jungen Leuten vorbesprochen – versucht, über die Kinderdorfmütter bzw. BetreuerInnen aktuelle Adressen und Telefonnummern ausfindig zu machen.

Die Fragebögen wurden dann per Post an die TeilnehmerInnen persönlich verschickt und telefonisch versuchten wir anschließend, unsere InterviewpartnerInnen wieder zu kontaktieren. Fragebögen sind schon etwas weniger zurück gekommen als bei der ersten Befragung, bei den Interviews ist nur eines aufgrund eines Auslandsaufenthaltes nicht mehr zustande gekommen. Während wir uns bei den ersten Interviews in der Regel in der jeweiligen SOS-Kinderdorf-Einrichtung mit den jungen Menschen getroffen haben, haben wir diese zweiten Interviews in den meisten Fällen in den jeweiligen privaten Wohnbereichen geführt. Auch dieser zweite Durchgang wurde in einem Zwischenbericht dokumentiert.⁵

Den ersten Zwischenbericht haben wir den InterviewteilnehmerInnen beim zweiten Interview bei Interesse weitergegeben, den zweiten haben wir – da alle Interesse angemeldet hatten – nach Fertigstellung an die GesprächspartnerInnen verschickt.

Nach zwei Jahren und erneuten, geringfügigen Adaptierungen der Fragebögen und einer Überarbeitung des Interviewleitfadens versuchten wir ein weiteres Mal, die jungen Menschen zu kontaktieren. Das hat einige Zeit gedauert, da nur mehr in den wenigsten Fällen Adresse und Telefonnummer aktuell waren.

Bei der Durchführung der Interviews waren wir gefordert, recht flexibel zu sein, also zum Beispiel auch ein Interview telefonisch oder in zwei Etappen durchzuführen oder aber den Umständen entsprechend so kurz wie möglich zu gestalten. Vor allem haben wir uns auch in Bezug auf die Zeiten an den Möglichkeiten der jungen Menschen orientiert und die Interviews außerhalb ihrer Arbeitszeiten durchgeführt.

Die Ergebnisse dieses dritten Befragungsdurchganges wurden wiederum in einem Zwischenbericht zusammengefasst.⁶

Der vorliegende Abschlussbericht versucht nun, diese Querschnittsanalysen in einer Längsschnittperspektive zu verbinden und die zentralen Themen über den Zeitraum von drei Jahren darzustellen. Darüber hinaus wird die Darstellung auch in Verbindung gesetzt zu einschlägigen Forschungsergebnissen aus Österreich, Deutschland und anderen EU-Ländern. Dabei soll der Bericht einerseits eine eigenständige Einheit bilden und auch unabhängig von den Zwischenberichten lesbar sein, andererseits will er die Zwischenberichte nicht ersetzen sondern ergänzen.

In der Folge werden nun die für uns in der Längsschnittperspektive zentralen Themen in drei Kapiteln dargestellt. Das erste Kapitel bezieht sich auf die Zeit des Überganges und beschreibt die wesentlichen Aspekte in Bezug auf Wohnen, Arbeit und soziale Beziehungen.

Der Bedeutung von SOS-Kinderdorf für die jungen Erwachsenen ist ein zweites Kapitel gewidmet und das dritte beschäftigt sich mit einem Thema, das sich als wesentlich immer stärker herauskristallisiert hat, nämlich dem Leben mit zwei Systemen – dem Herkunftssystem auf der einen und dem SOS-Kinderdorf-System auf der anderen Seite.

⁴ Hofer, Bettina/Putzhuber, Hermann: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Rohbericht zum ersten Befragungsdurchgang 2000

⁵ Dies.: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Zwischenbericht zum zweiten Befragungsdurchgang 2001

⁶ Dies.: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Zwischenbericht zum dritten Befragungsdurchgang 2003

Abgeschlossen wird dieser Bericht mit einem Resümee sowohl in Bezug auf das methodische Vorgehen wie auch in Bezug auf die zentralen inhaltlichen Themen und Empfehlungen, die wir aus den Ergebnissen ableiten.

“In Europe, that has all changed; the transition to adulthood has become a long-drawn-out and unpredictable process, consisting of transitions in and out of the parental home; an increasing tendency to live alone or in non-marital partnerships; and with the relationship between partnership and parenthood increasingly blurred. A changing youth labour market has led to young people spending longer in education, more likely to be unemployed, and increasingly likely to have an insecure contract rather than one of the ‘jobs for life’ which were the norm for their parents’ generation.

Although childhood and adulthood are still recognisable states in individuals younger than their mid-teens or older than their mid-twenties, the years in between are years where the life course is increasingly diverse; where transitions in the sphere of the family and the labour market are multiple and reversible, and less likely to occur in an orderly fashion. This is called ‘youth’.” (Iacovou/Berthoud, S. 5)

Übergangsprozesse

Wie es den jungen Menschen im Übergang von SOS-Kinderdorf in ein selbständiges Leben geht, ist eine zentrale Fragestellung im gesamten Verlauf des Forschungsprojektes.

Das Forschungsprojekt fokussiert daher auf unterschiedliche Übergangsprozesse. Traditionelle Schwellen für junge Menschen auf dem Weg ins Erwachsenenleben werden in der Fachliteratur meist mit Berufstätigkeit, dem Ausziehen von zu Hause und der Gestaltung von Partnerschaft bzw. Familie definiert. Diese traditionellen Statuspassagen waren zum einen auch zentrale Themen, die die von uns befragten jungen Menschen bei der Beschreibung ihrer Lebenssituation aufgriffen. Zum anderen haben wir InterviewerInnen diese Themen hervorgehoben, indem wir nach Veränderungen in diesen konkreten Bereichen im Vergleich zur ersten Momentaufnahme im Jahr 2000 gefragt haben.

Insbesondere zwei klassische Übergangsthemen – „Arbeit“ und „Ausziehen von zu Hause bzw. aus der Einrichtung“ – nahmen viel Raum in den Gesprächen ein und sind sicherlich Themenschwerpunkte in dieser Studie.

Wir widmen uns hier allerdings den verschiedenen Übergangsprozessen mit der Vorannahme, dass es den Normallebenslauf von der Kindheit zum Erwachsensein in dieser Linearität nicht (mehr) gibt. Das Ende der Jugendphase verschwimmt und die Integration in den Erwachsenenstatus lässt sich zunehmend weniger an den klassischen Schritten Heirat, Familiengründung, Einstieg in den Beruf und eigene Wohnung festmachen. *„Die Abfolge von Schwellen hat aufgehört, linear und uniform zu verlaufen: von zuhause ausziehen fällt nicht mehr zwangsläufig mit dem Ende von Bildung oder der Heirat zusammen, genauso können Arbeits Erfahrungen noch während des Studiums gemacht werden, das Zusammenleben in einer Partnerschaft kann einer sicheren Beschäftigung vorausgehen.“*⁷ In dem Band „Junge Erwachsene in Europa“ sprechen AutorInnen von der „Yo-yo-Generation“⁸: *„>Yo-yo< will heißen, dass nichts endgültig und alles wiederholbar ist.“*⁹ So folgt möglicherweise auf den Abschluss einer Lehre und ein paar Jahre Arbeit in dem erlernten Beruf eine Ausbildung in einem anderen Bereich. Auch der Auszug von zu Hause muss nicht endgültig sein. Junge Menschen kehren zurück ins Elternhaus, weil sie vorerst Geld sparen wollen oder sich beispielsweise von ihrem/r PartnerIn getrennt haben.

⁷ Pais, José Machado: Erwachsenwerden mit Rückfahrkarte?, S. 75

⁸ S. dazu v.a. ebd., S. 75ff

⁹ Chisholm, Lynne: Junge Erwachsene zwischen Phantom und Realität, S. 50

Yo-yo-Übergänge haben einen nicht-linearen Charakter und die Merkmale von Erwachsensein lassen sich also weniger an äußeren Ereignissen festmachen. Die jungen Menschen werden in verschiedenen Lebensbereichen zu verschiedenen Zeitpunkten erwachsen.

Der Übergang ins selbständige Wohnen

Der Übergang ins selbständige Wohnen ist eine Statuspassage, die junge Menschen aus Fremdunterbringungseinrichtungen im Regelfall mit dem Beginn der Volljährigkeit, also dem gesetzlich festgelegten Zeitpunkt für das Ende der Adoleszenz, zu bewältigen haben. So definierten wir als Zielgruppe unseres Forschungsprojektes, das sich mit der Lebenssituation von jungen Erwachsenen im Übergang befasst, junge Frauen und Männer, die im Jahr 2000 18 Jahre alt geworden sind und beabsichtigten, aus der SOS-Kinderdorf-Familie oder der Jugendeinrichtung auszuziehen. Bei Projektstart wohnten folglich die meisten ProjektteilnehmerInnen noch in der Einrichtung und standen knapp vor der Brücke in ein selbständiges Leben. Wenn wir im Kontext dieses Forschungsprojektes von Übergang sprechen, geht es um die Zeit zwischen dem Auszug aus der Einrichtung und dem Abschluss der Längsschnittstudie, also um eine Zeitspanne von durchschnittlich drei Jahren.

Der Auszug nimmt in unserer Betrachtung des Übergangs und im Hinblick auf ein selbstverantwortliches Leben der jungen Menschen einen markanten Stellenwert ein.

Während sich die Wege junger Erwachsener in ein selbständiges Leben an individuell unterschiedlichen Zielgrößen festmachen lassen (z.B. bei den Eltern wohnen bleiben und einen Beruf ausüben), markiert der Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Familie bzw. der Jugendeinrichtung für die TeilnehmerInnen an unserem Forschungsprojekt eine der wenigen „endgültigen“ und „nicht wiederholbaren“ Schwellen ins Erwachsenenleben, denn mit dem Erreichen der Volljährigkeit ist seitens des Geldgebers Jugendwohlfahrt auch die sogenannte Maßnahme, d.h. die Zuständigkeit und der Auftrag „Fremdunterbringung“ und „Betreuung“ beendet.

Unterstützungsangebote von SOS-Kinderdorf

Wie in der Folge sichtbar wird, gibt es dennoch eine gewisse Variabilität in der Gestaltung dieser Schwelle und SOS-Kinderdorf versucht, diesen Übergang im Bedarfsfall auch flexibler zu gestalten. Das selbständige Wohnen der jungen Menschen in unserem Projekt beinhaltet – wie bei anderen jungen Menschen auch – individuell unterschiedliche Verläufe und Loslösungsprozesse sowie zudem unterschiedliche emotionale wie materielle Verbindlichkeiten zu SOS-Kinderdorf.

Gesellschaftliche Bedingungen wie beispielsweise kostenintensive Wohnungen, schlechtbezahlte Jobs und ein begrenzter Arbeitsmarkt erschweren eine selbständige Lebensgestaltung. Um diese Gegebenheiten abzufedern und die Startbedingungen der jungen Leute zu verbessern, macht SOS-Kinderdorf Angebote, die über die Jugendwohlfahrtsmaßnahme und die Erreichung der Volljährigkeit hinausgehen.

Die Rolle der Familie beim Übergang Jugendlicher ins Erwachsenenleben hat sich zudem gesamtgesellschaftlich verändert. Junge Menschen sind nicht nur aufgrund unsicherer Rahmenbedingungen und weil sich Ausbildungszeiten verlängert haben auf familiäre Ressourcen angewiesen. Oftmals können junge Menschen auch ohne besonderen eigenen Aufwand gut zu Hause leben und bleiben somit länger von ihren Eltern ökonomisch, räumlich oder persönlich abhängig. SOS-Kinderdorf reagiert mit seinen Angeboten nicht nur auf gesellschaftliche Bedingungen sondern repräsentiert damit auch gesellschaftliche Normalität. Denn während jun-

ge Menschen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen Wohn- und Betreuungsmöglichkeiten in Anspruch nehmen, „*wohnen [andere junge Erwachsene, Anm. Verf.] noch zu einem erstaunlich hohen Prozentsatz bei einem oder beiden Elternteilen. Insbesondere bei den jungen Männern ist zuhause bei den Eltern wohnen populär. 6 von 10 jungen Männern im Alter zwischen 20 und 24 Jahren leben eigenen Angaben zufolge nach wie vor bei einem oder beiden Elternteilen und genießen dennoch alle Privilegien der postadoleszenten Selbständigkeit.*“¹⁰ Von den jungen Frauen sind es 4 von 10, die in diesem Alter noch im elterlichen Haushalt wohnen.¹¹

Damit vergleichbar ist die Tendenz unserer Zielgruppe, dass junge Männer später als junge Frauen ausziehen bzw. länger in der Nähe der SOS-Kinderdorf-Einrichtung bleiben (z.B. mithilfe des Startwohnens). Das Zusammenziehen mit PartnerInnen ist hingegen eher ein Thema bei den jungen Frauen.

Der Trend, dass junge Menschen länger im Elternhaus bleiben, zeigt sich übrigens quer durch die Europäische Union. „*Weiterhin zeigt sich, dass den Eltern in den meisten untersuchten Ländern eine viel größere Bedeutung bei der Unterstützung während dieser Übergangsphase zukommt als bisher angenommen.*“¹²

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die Tendenz junger Menschen, länger zu Hause zu bleiben, wirken vermutlich auch in familienähnliche Betreuungsformen wie die SOS-Kinderdorf-Familie hinein.

Für die Phase des Übergangs ins selbständige Leben macht SOS-Kinderdorf eine Reihe von Angeboten: Betreutes Wohnen, Startwohnen, Nachbetreuung.

Die jungen Erwachsenen erfahren diese Angebote auf ganz unterschiedliche Weise. Die Erfahrungen reichen von der Möglichkeit, „ein Angebot nutzen zu können“, bis zur Tatsache, sich ohne Unterstützung von SOS-Kinderdorf zurechtfinden zu müssen.

Ein junger Mann erzählte uns, dass er aus der von der Jugendeinrichtung zur Verfügung gestellten Wohnung hat ausziehen müssen. Von einer jungen Frau erfahren wir, dass Kinderdorf Wohnung und Schule weiter finanziert, auch wenn die Jugendwohlfahrtsmaßnahme als solche beendet ist. Ein anderer junger Mann macht deutlich, dass bereits das Betreute Wohnen für ihn nichts mehr mit Kinderdorf zu tun gehabt hat.¹³

Wir haben von einzelnen GesprächspartnerInnen auch gehört, dass sie bei der Organisation ihres Lebens vor allem auf sich alleine gestellt sind. Und das vermitteln sie uns zum einen mit Stolz ...

„*und dann habe ich mir eine eigene Wohnung gesucht*“, „*ich meine, ich bin froh, dass ich das gepackt habe mit der Wohnung*“, „*Sie haben mir nur wie ich beim Bundesheer war, haben sie mir die Miete gezahlt, aber sonst. Habe ich es mir selber gezahlt. Ich habe mir die Wohnung selber gesucht, und hab dann gesagt, ich ziehe aus.*“ (2001)¹⁴

... und zum anderen mit Bedauern ...

„*Ich habe eh gesagt, wenn ich noch einmal leben könnte, dann täte ich nicht so schnell selbständig werden. Dann täte ich davor wie die anderen den Führerschein machen und noch ein bisschen daheim leben. Ja das daheim hat es bei mir eben nicht gegeben. Das hätte ich schon getan.*“ (2001)

¹⁰ 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Kurzfassung, Teil A: Jugendradar 2003, S. 3f

¹¹ Ebd. S. 16

¹² Bendit, René/Hein, Kerstin: Internationale Studie „Families and Transitions in Europe“ (FATE), o.S.

¹³ Interviews 2001

¹⁴ Die Jahreszahlen in Klammern beziehen sich jeweils auf das Jahr, in dem das Interview geführt wurde.

Zum einen machen die einzelnen Einrichtungen unterschiedliche Angebote und stimmen diese individuell auf den Bedarf des jungen Menschen ab. Im Einzelfall spielt vermutlich die persönliche Beziehung zur Kinderdorfmutter, zur/m BetreuerIn, zur/m LeiterIn eine Rolle, insbesondere wenn es um Unterstützungen außerhalb der Jugendwohlfahrtsmaßnahme geht. Zum anderen nehmen die jungen Erwachsenen selbst die Unterstützungsangebote, abhängig von ihrer Verbindung zu Kinderdorf und von ihrer jeweiligen Lebenssituation, in ebenso unterschiedlicher Weise in Anspruch.

Zwei InterviewpartnerInnen, die in einer Startwohnung von SOS-Kinderdorf leben, haben ihrer Einschätzung nach „*sehr viel Unterstützung gekriegt und kriegen sie immer noch*“ (2003).

„Also es ist auch, man kann auch immer hinkommen, und mit ihnen reden, nicht. Wenn man jetzt finanziell ein Problem hat oder so, nicht, dass sie einmal unterstützen oder so, und. Woll, das, das ist das Feine, ja. Und auch, zur Mama kann man einmal Mittagessen gehen, oder so etwas. Dafür macht man was im Garten oder so, also das, das ist auch, was mich und den Bruder unterstützt, weil das kostet auch alles Geld, nicht. Und von da her. Nein, also wir haben schon, also, guten Rückhalt. Muss man schon sagen, ja.“ (2003)

„Aber von, Kinderdorf kriegst du eigentlich heutzutage eine gute Unterstützung.“ (2003)

Den Rückhalt und die Sicherheit, die Kinderdorf bzw. Kinderdorfmutter bieten, nehmen sie bei Bedarf gerne in Anspruch.

„[...] ich muss auf eigenen Füßen stehen, aber ich weiß, dass ich jederzeit ins Kinderdorf zurückgehen kann, wenn ich Hilfe brauch. Und nicht einfach, ja ich bin ausgezogen, und jetzt bin ich verlassen, nicht. Und ich habe keinen mehr, der, an den ich mich wenden kann. Weil einfach das, das Vertrauen, und die Sicherheit. Sie haben sie mir sicher mitgegeben, ja.“ (2003)

Ein/e andere/r InterviewpartnerIn hat seiner/ihrer Ansicht nach keine Unterstützung von Kinderdorf bekommen, sieht die Kinderdorfmutter aber sehr wohl als potentiellen Rückhalt.

„Nein. Also da kriegst du keine Unterstützung, ich meine zu meiner Mama hätte ich jedes Mal können fragen oder was.“ (2003)

Zum Teil nutzen die jungen Erwachsenen die Unterstützungsangebote der Nachbetreuung.

„[...] ich hab ja z.B. nicht gewusst, wo ich mich ab- und anmelden muss, oder. Also dann, [...], na ich hab ihn [den für die Nachbetreuung Zuständigen, Anm. I] angerufen, und er hat gesagt, da musst du dort und dort hin gehen und.“ (2003)

„Also beim Wohnungssuchen hat, hat uns der X. [der für die Nachbetreuung Zuständige, Anm. I], aus der WG, der ist ja dort die, die Zeitungsannoncen aufgehoben. Aber sonst, haben wir alles selber gemacht. Also, umsiedeln und so.“ (2003)

Andere tun sich schwer, die Angebote der Nachbetreuung zu nutzen, weil es mit „*Stolz*“ zu tun hat und es „*schwer [ist] zuzugeben, dass man einen Fehler gemacht hat*“ (2003).

Ein/e InterviewpartnerIn vergleicht die Unterstützung, von der er/sie in seiner/ihrer Zeit im Kinderdorf gehört hat, mit den Möglichkeiten von Familien außerhalb des Fremdunterbringungskontextes.

„[...] ich glaube früher war die Hilfe schon, gut sag ich mal. Also, ich glaube, viel mehr als wo die meisten Eltern geben könnten, glaub ich [in Bezug auf Hilfe bei der Wohnungssuche, Kaution für die Wohnung, Starthilfe, Anm. I].“ (2003)

Die Angebote von SOS-Kinderdorf im Übergang – Betreutes Wohnen, Startwohnen, Nachbetreuung – werden vom überwiegenden Teil der InterviewpartnerInnen in irgendeiner Weise genutzt. Für die einen bietet sich mit einer Kinderdorfwohnung eine günstige Wohnmöglichkeit, die bei geringem Einkommen und einem engen Wohnungsmarkt einen wesentlichen Beitrag zum selbständigen Leben darstellt. Für andere ermöglicht beispielsweise das Startwohnen ein Naheverhältnis zum Kinderdorf, bietet Sicherheit oder verlängert die Betreuung, die Phase der Ablösung über die Volljährigkeit hinaus.

Da heutzutage Übergänge ins Erwachsenenleben nicht auf allen Ebenen parallel verlaufen, können junge Menschen auch in einem Job bereits gut abgesichert sein und gleichzeitig in einer Kinderdorfwohnung leben, zu verschiedenen Zeitpunkten also in verschiedenen Lebensbereichen selbständig werden.

Wie die Unterstützung von SOS-Kinderdorf erlebt wird, hängt u.a. von den Gestaltungsmöglichkeiten der jungen Menschen ab, davon wie sie „die angebotene Leistung“ interpretieren und wie diese von den Zuständigen im Unterschied zu den früheren Betreuungsformen definiert wird.

Die Veränderung der Wohnsituation in den drei Jahren der Längsschnittstudie

In der ersten Phase der Längsschnittstudie im Jahr 2000 wohnten noch 9 von 11 InterviewpartnerInnen im System SOS-Kinderdorf (damit sind die Einrichtungen und die anschließenden Betreuungsangebote gemeint). Eine/r hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine eigene Wohnung, eine/r wohnte wieder bei seinen/ihren Eltern. Ein Jahr später haben weitere 3 „freiwillig“ und „unfreiwillig“ ihre Aufenthalte im Startwohnen bzw. Betreuten Wohnen beendet oder beenden müssen. 2001 wohnten von den 10 InterviewpartnerInnen 3 in Mietwohnungen und 2 im Herkunftssystem. Zum Zeitpunkt des dritten Durchganges 2003 (mit 9 InterviewpartnerInnen) lebten 4 junge Erwachsene nach wie vor im System SOS-Kinderdorf, 4 in Mietwohnungen und eine/r im Herkunftssystem.

Die Ergebnisse der Fragebogenerhebung zeigen keine gravierend anderen Entwicklungen auf.

Zum Zeitpunkt der ersten Befragung sind die Vorstellungen über den zukünftigen Wohnort eher unbestimmt.

Soweit SOS-Kinderdorf-Angebote wie das Startwohnen in Betracht gezogen werden, werden sie sehr pragmatisch gesehen – als günstige Möglichkeit angesichts der Schwierigkeiten, erschwingliche Wohnungen zu finden. Für einzelne junge Menschen ist es auch eine Möglichkeit, zwar zum Beispiel aus dem SOS-Kinderdorf-Familienhaus auszuziehen, dennoch aber für einige Zeit in einer Sicherheit gebenden Nähe bleiben zu können.

Längerfristig möchten die jungen Menschen aber doch etwas Eigenes haben. Ein wesentlicher Aspekt dabei ist, sich aus Verpflichtungen dem Kinderdorf gegenüber zu lösen: „...und halt nicht, dass ich da gebunden bin wieder“ (2000).

Bei allen haben wir aber den Eindruck, als würden sie sich nicht sehr unter Druck setzen, so schnell wie möglich etwas Eigenes zu finden. So lange es beispielsweise die günstige Möglichkeit des Startwohnens gibt, wird sie gerne in Anspruch genommen.

Soweit ein zukünftiger Wohnort nicht eher vage ins Ausland projiziert wird, gibt es eine starke Tendenz, sich in der Nähe der Einrichtungen anzusiedeln. Der Hauptgrund dürfte darin liegen, dass hier die wichtigen und Halt gebenden sozialen Netze wie die Kinderdorffamilie, der FreundInnenkreis oder das berufliche Umfeld sind. Der soziale Bezug scheint das wesentlichste Kriterium für die Ortswahl zu sein. Umgekehrt scheint die Wahl des zukünftigen

Wohnortes auch Aufschluss darüber zu geben, zu wem die bedeutsamsten Beziehungen der jungen Leute bestehen.

Gerade jene, die in einem Kinderdorf leben und eine sehr enge Bindung an ihre SOS-Kinderdorf-Mutter haben, wollen sich auch in ihrer Nähe ansiedeln:

„...wenn ich sagen kann, ich bin fertig mit allem drum und dran, dann ist es mir schon, dass ich da in der Nähe bleibe. [...] Auf jeden Fall in der Nähe, wo die Mama dann noch später ist.“ (2000)

Haben die jungen Erwachsenen ihren zentralen FreundInnenkreis nicht im Umfeld der Einrichtung, dann streben sie mitunter dorthin, wo die FreundInnen ihren Lebensmittelpunkt haben.

„So im Großen und Ganzen her ist es eigentlich in Ordnung, aber in zwei oder in drei Jahren sollte es vielleicht nicht mehr in K. sein, sondern vielleicht im B. [...] weil da sind halt mehr, mehr Kollegen von mir. Und da bin ich lieber unten.“ (2000)

Auch wenn Vorstellungen da sind, sich im Ausland anzusiedeln, hat das mit einem sozialen Bezug zu tun. Entweder wird dieser Ort im Ausland gemeinsam mit FreundInnen aus- und aufgesucht oder das Ausland in Betracht gezogen, weil der soziale Bezug hier nicht gegeben ist und einen daher auch nichts hier hält.

Der Auszug aus der Einrichtung

Innerhalb der – für uns in Momentaufnahmen zugänglichen – drei Jahre wählten die jungen Menschen unterschiedliche Wege ebenso wie unterschiedliche Zeitpunkte für ihre Auszüge. Bei allen kann von einem „Auszug“ gesprochen werden, wenn damit der Auszug aus der Kinderdorffamilie bzw. der Jugendeinrichtung gemeint ist. Ein Teil der jungen Erwachsenen führt 2003 – in der dritten Phase der Längsschnittstudie – ein Leben außerhalb und größtenteils unabhängig von SOS-Kinderdorf. Ein anderer Teil lebt in einer von Kinderdorf mitfinanzierten Wohnung bzw. einer Startwohnung, wohnt nach wie vor im Kinderdorf (aber nicht mehr in der Familie) oder ist ins Herkunftssystem zurückgegangen. Die Vorstellung, den Wohnort ins Ausland zu verlegen, hat bisher niemand umgesetzt.

Grundsätzlich sind fast alle „Auszüge“ mit mehreren „Umzügen“ verbunden, wobei die Stationen sehr unterschiedlich sind.

Die folgenden Beispiele beschreiben solche Stationen:

- Aus der Kinderdorffamilie mit PartnerIn in eine eigene Wohnung, von dort in eine größere Wohnung und von dort in eine familienfreundliche Wohnung mit Garten
- Aus der Kinderdorffamilie mit Hausgeschwister gemeinsam in eine Startwohnung und von dort dann alleine in eine kleinere Startwohnung
- Aus der Jugendeinrichtung in eine kleine Wohnung, von dort in eine Garconniere, dann zum Überbrücken in eine größere SOS-Kinderdorf-Wohnung und von dort in eine größere, öffentlich geförderte Mietwohnung
- Aus der Jugendeinrichtung mit PartnerIn in eine Startwohnung, von dort alleine in eine weitere Startwohnung, von dort mit einer/m Freund/in in eine größere Wohnung und dann alleine in eine kleinere Wohnung
- Aus der Jugendeinrichtung in eine separate Wohnung im Haus der Eltern, von dort probenhalber mit FreundIn in eine (befristet vermietete) Mietwohnung, von dort in eine andere Mietwohnung

- Aus der Jugendeinrichtung mit anderer/m Jugendlicher/n ins Betreute Wohnen, von dort mit Geschwister zusammen in eine große Mietwohnung

Die Wege sind, wie gesagt, recht unterschiedlich. Die wenigsten waren allerdings nach zwei Jahren (also im Vergleich zum zweiten Durchgang 2001) noch in der selben Wohnung anzutreffen.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen handelt es sich um Mietwohnungen, wobei ein doch nicht geringer Teil der befragten jungen Erwachsenen hier auf Unterstützung von Seiten des Kinderdorfes zurückgreifen konnte bzw. solche in Anspruch genommen hat.

Nicht zuletzt ist die Frage der Finanzierbarkeit ein wesentliches Kriterium für die Wahl der Wohnung. Das Zusammenziehen mit Freund/Freundin stellt natürlich neue Anforderungen an den Wohnraum und wenn dann Kinder geboren werden, ergeben sich noch einmal andere Ansprüche, die die jungen Menschen zum Teil realisieren können, zum Teil in absehbarer Zeit realisieren wollen.

In den Interviews hatten wir die Gelegenheit, die jungen Menschen nicht nur zum Status quo ihrer Wohnsituation zu befragen und wie diese sich in den drei Jahren der Längsschnittstudie verändert hat, sondern von ihnen auch Erinnerungen und Gefühle beim Verlassen der SOS-Kinderdorf-Einrichtung in Erfahrung zu bringen. Mit dem Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung verlassen die jungen Menschen meist ihr Zuhause, ihre Familie, ihre vertraute Umgebung. Dabei geht es um Auszüge aus der Kinderdorffamilie ebenso wie um Auszüge aus der Jugendeinrichtung, dem Betreuten Wohnen oder Startwohnen. Bei dem einen ist es der Abschied vom Jugendhaus, bei der anderen beispielsweise die Beendigung des Startwohnens, die den Start in ein selbständiges Leben markieren.

Einzelne haben – wie sie selber sagen – lange gebraucht und sich Zeit gelassen mit ihrem Auszug. Sie hatten Angst, den geschützten Rahmen Kinderdorffamilie oder Wohngemeinschaft zu verlassen, und empfanden es als Einschnitt in ihr Leben.¹⁵ Andere spürten ein regelrechtes Freiheitsgefühl, als sie endlich weg sind aus der Jugendeinrichtung, der Startwohnung, dem Kinderdorf. Wieder andere betrachten den Auszug im Nachhinein als „größten Blödsinn“ (2003) und verbinden ihn dennoch mit dem Gefühl der Erleichterung. All diese Gefühle, die mit Trennung und Abschied und dem Beginn eines neuen Lebensabschnittes in Verbindung stehen, haben selbstverständlich einen Zusammenhang damit, wie und mit wem diese jungen Menschen das neue Leben beginnen.

Die folgenden Erinnerungen einzelner InterviewpartnerInnen in den Gesprächen 2001 und 2003 sollen einen Einblick in die Vielfalt ihrer Assoziationen zum Thema Auszug geben:

„I: Wie ist es denn dir gegangen A., wo du aus der WG ausgezogen bist, in die sozusagen unter Anführungszeichen eigene Wohnung?“

A: Äh, eigentlich nicht gut. [...] und dann habe ich zum D. gesagt, ja, halt von mir her bin ich noch nicht so weit. Oder halt, bin ich nicht so weit, ich wollte eigentlich noch gar nicht. [...] Und, also er hat mir da so viel, äh, wie soll ich da sagen, also er hat zu mir gesagt, ich kann da essen und ich kann auch schlafen da, wenn es sein muss. [...], dann habe ich mir gedacht, gut, probiere ich es halt.“ (2001)

„B: Ja, ich habe [ausziehen, Anm. I] müssen, ich wollte ja gar nicht. [...]

I: [...] Wie war das dann für dich?

B: Ja scheiße.“ (2001)

¹⁵ S. dazu auch die Untersuchung von Normann, Edina: Erziehungshilfen in biographischen Reflexionen, S. 147

„Das, glaub ich, dass das der größte Blödsinn war, dass ich da runtergezogen bin. Weil, das jetzt schon ein bisschen her ist, dass ich herunter bin, und ich muss ehrlich sagen, seit dem geht wirklich alles schief. Zumindest seh ich das halt einmal so. Und das ist eh auch so. Weil ich meine, egal was ich probiert hab, bis jetzt hat auch noch gar nichts funktioniert.

[...]

Damals war es, Erleichterung, [...]. Und ich hab mir einfach gedacht, ja, jetzt hab ich endlich mein Leben und fertig. Keiner kann mir was sagen. Jetzt schaff ich mir alles selber an.“ (2003)

„Ein Freiheitsgefühl. [...] Das Gefühl, als wie wenn'd noch einmal, ein zweites Mal auf die Welt kommen tätest, oder so was. Du bist frei ohne, du hast einfach nur noch dir gegenüber Verantwortung und eine Verpflichtung. Du musst schauen, dass du selber einfach zurechtkommst.“ (2003)

„Ich hab mir gedacht, endlich weg vom Jugendhaus. [...] Hab ich mir gedacht, endlich mal was für mich alleine, wo ich nicht auf andere Rücksicht nehmen muss, oder, wo ich tun kann, was ich will.“ (2003)

Herausforderungen, die mit dem Auszug in Verbindung stehen

Selbständigkeit und Auszug werden von den jungen Menschen immer wieder in Beziehung zueinander gestellt. Das eigene Leben zu leben, Verantwortung zu übernehmen, auf sich alleine gestellt zu sein, selbständig Entscheidungen zu treffen, sind Themen, die sich spätestens mit dem Ausziehen von „zu Hause“, also einem Element von Erwachsenwerden, stellen.

„Die jungen Männer und Frauen setzen sich individuell von ihrer konkreten Lebenssituation und von ihrer >zusammengebastelten< Identität (Keupp 1988a) her die Kriterien für das Erwachsensein selbst. Diese Merkmale lassen sich weniger an äußeren Ereignissen in den Bereichen Beruf und Familiengründung [oder: Ausziehen von zu Hause, Anm. Verf.] festmachen, als vielmehr an Momenten, die stärker mit der inneren Verfasstheit des Individuums und den Kompetenzen der Lebensbewältigung und Interessenrealisierung in Verbindung stehen. >Sein Leben selbständig und eigenverantwortlich in die Hand nehmen können< – dies etwa ist eine Formel, die für Erwachsensein Verwendung findet.“¹⁶

Vor allem im ersten Gespräch im Jahr 2000, also für die meisten eine Zeit vor dem konkreten Auszug, äußern die jungen Menschen auch Befürchtungen, mit einem selbständigen Leben überfordert zu sein, nicht zu wissen was auf einen zukommt, sich zu viel zuzutrauen und es dann doch nicht zu schaffen oder in irgendeiner Weise ins Strudeln zu kommen.

Der Auszug aus der Familie oder der Jugendwohngemeinschaft ebenso wie der Auszug aus dem Betreuten Wohnen oder Startwohnen, markiert das Ende der Betreuung durch SOS-Kinderdorf und den Start ins selbständige Leben.

Der größere Teil unserer InterviewpartnerInnen lebt – wie oben beschrieben – nach drei Jahren Übergang recht selbständig. Wenn wir die Selbständigkeit am Wohnraum außerhalb von Kinderdorf, Jugendeinrichtung oder Herkunftssystem festmachen, führen sieben von den neun jungen Leuten (mit denen wir 2003 gesprochen haben) ein sogenanntes selbständiges Leben.¹⁷

¹⁶ Müller, Hans-Ulrich: Fragile Identitäten und offene Optionen, S. 133

¹⁷ Mit der Brille „Wohnraum außerhalb von ...“ ergibt sich ein anderes Bild von den 9 jungen Erwachsenen und ihrer „Selbständigkeit“ als mit der vorher aufgesetzten Brille „Unterstützung durch SOS-Kinderdorf“.

Sie leben in einer „eigenen“ (damit ist in diesem Zusammenhang gemeint: in einer angemieteten oder von Kinderdorf zur Verfügung gestellten) Wohnung, führen einen eigenen Haushalt und haben sich das Zusammenleben mit dem Partner/der Partnerin, mit Kind oder mit einem Geschwister bzw. alleine organisiert.

„Selbständig leben“ kann viele Bedeutungen haben: es auf seine Art machen, selbst experimentieren, seinen eigenen Stil entwickeln oder z.B. mehr Unabhängigkeit von anderen, Kontrolle über das eigene Leben, die eigenständige Bewältigung von Problemen im Alltag oder aber das Entwickeln von Zukunftsvorstellungen und Lebensplänen.¹⁸ Auf all diese Themen sind wir mit unseren InterviewpartnerInnen in der einen oder anderen Weise zu sprechen gekommen. Die jungen Menschen tragen für sich selbst Verantwortung und sind vor die Herausforderung gestellt, ihren Alltag selbst zu bestimmen und ihr Leben in die Hand zu nehmen.

Alle von uns interviewten jungen Menschen sind in Familien mit mehreren Geschwistern und Hausgeschwistern groß geworden bzw. haben einen Teil ihres Lebens in einer Wohngruppe verbracht. In ihren früheren Lebenszusammenhängen waren sie also von mehreren Gleichaltrigen, anderen Kindern und Jugendlichen und mehreren erwachsenen Bezugspersonen umgeben. Heute müssen sie eigenständig auf sich schauen und sind in einigen Bereichen auf sich alleine gestellt. Mit Stolz vermitteln sie, „*es alleine geschafft*“ und „*das Leben in den Griff gekriegt zu haben*“ (2003).

„Also ich hab mir alles, was ich da habe, hab ich mir alleine aufgebaut. Ich hab zwar jetzt einige Schulden, aber ich hab es bis jetzt immer alleine geschafft. So dass ich auf keinen angewiesen war. Wo ich wirklich sagen kann, für das hab ich alleine gekämpft und das, das war mein Ziel, dass ich das schaffe, was ich jetzt hab eigentlich.“ (2003)

„Dass ich mein Leben, in den Griff gekriegt habe. Also halt, dass ich das, dass ich das mit der Wohnung geschafft habe. Also dass ich gelernt habe, mein Leben zu leben.“ (2003)

Ein/e InterviewpartnerIn lässt uns aber auch daran teilhaben, dass seit dem Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung vieles nicht so gut gelaufen, er/sie mit sich selber ziemlich unzufrieden ist und sich Ansporn und Unterstützung wünschen würde.

„I: Wenn du jetzt noch mal so an die letzten Jahre denkst, was hast du denn da ganz besonders gut auf die Reihe gekriegt?“

X: Gut?

I: Ja.

X: Pah, nichts. Ja. Ist leider die Wahrheit. Aber wirklich nichts.“ (2003)

„[...] wenn zu mir jemand sagt, ja das schaffst du nicht oder so, dann schmeiss ich es hin. Ich meine, ich bin nicht ein so einer, der was sagt, und jetzt schaff ich es erst recht. Weil dann sag ich einfach, bevor dass ich mir die Blamage gib, lass ich es gescheiter.“ (2003)

Zwei junge Männer beschreiben ihre Wege aus der Kinderdorffamilie bzw. Jugendeinrichtung als „*schleichend*“ und als Auszug in Etappen. Sie vermitteln, dass sie eigentlich gerne länger in der vertrauten Umgebung geblieben wären. Hinter dem Auszug in Etappen steht auch die Angst vor Einsamkeit, vor dem Alleinsein.

„[...] also es war für mich schon, ja, mit Angst verbunden, zum jetzt alleine. Ich meine, sie [das Jugendhaus, Anm. I] haben schon gesagt, du kannst kommen, essen und, wenn du Hilfe

¹⁸ Vgl. Wolf, Klaus: Erziehung zur Selbständigkeit in Familie und Heim

brauchst. Und, also an dem fehlt es nicht. Aber ist trotzdem so ein, allein ins Leben, zu gehen, also. Vor allem dann alleine wohnen dann. Das war schon, ich hab ja dann auch noch verlängert. Also ein halbes Jahr, in der WG. [...]Also ich wollte nicht fort, irgendwie loslassen.“ (2003)

Die jungen Menschen beschreiben den Schritt in die Selbständigkeit, der mit dem Auszug verbunden ist, eine Lebensphase, in der für junge Menschen generell viel in Bewegung ist, in unterschiedlichsten Versionen. Sie stellen sich den Herausforderungen, die eine Unabhängigkeit von Familie und Betreuungseinrichtung mit sich bringt, mit dem Vertrauen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Sie erleben aber auch Trauer und Ängste, die mit dem Abschied aus einer vertrauten Umgebung, mit dem Übergang ins Erwachsenenleben und der Bewältigung eines eigenständigen Lebens in Verbindung stehen.

Was die jungen Menschen SOS-Kinderdorf für den Übergang empfehlen

Mit dem Auszug der jungen Erwachsenen aus einer „betreuten Einrichtung“ wechseln sie aus Lebensverhältnissen, in denen sie mit anderen Kindern und Jugendlichen und meist mit mehreren Erwachsenen gewohnt haben, in eine Umgebung, in der sie sich oft alleine, manchmal zu zweit, einen neuen Lebensbereich mit sozialen Beziehungen, Ausstattung der Wohnung, Organisation des Alltags schaffen (müssen).

Wir haben die jungen Erwachsenen im Gespräch gefragt, wie sie selbst junge Menschen in dieser Zeit des Übergangs unterstützen würden und welche Empfehlungen sie SOS-Kinderdorf mit ihren Erfahrungen geben.

„[...] dass immer die Möglichkeit da ist, dass man irgendeinen Rückhalt hat, oder so. [...], dass wenn man irgendetwas braucht, dass man sich da absprechen kann. [...] Ich meine, das geht jetzt nicht um Geld oder so, weißt schon. Wenn du vielleicht irgendwelche Schwierigkeiten hast, so rechtlich oder was weiß ich was.“ (2003)

„[...] dass sie für die, was vielleicht jetzt so weg gehen oder so, dass sie für die auch weiterhin ein offenes Ohr und alles haben, nicht.“ (2003)

„Was mir vielleicht mehr geholfen hätte, muss man ja dazu sagen, wenn man mit mir, muss ich sagen, mehr, also mich mehr vorbereitet hätte, auf das Ganze. Weil das ist schon eine große, Überwindung zum von heute auf morgen, in eine eigene Wohnung.“ (2003)

„[...] ich hätte mir sicher gewünscht, dass am Abend wenn ich mal, dass ich mit einem geredet hätte, oder. Am Anfang, wo ich alleine drinnen war.“ (2003)

„Ich denk, da, den Kinderdorfmüttern muss man mehr geben. [...] Dass sie auch, halt so wie meine Mama, die hat mir, ja, geholfen und war für mich da und hat gewusst, das brauch ich noch und, weil für mich war das zuerst auch nicht, ich hab nicht gewusst, was, was ich alles brauch.“ (2003)

Der Übergang wird, wie wir vorher schon in Zusammenhang mit dem Auszug aus dem System SOS-Kinderdorf beschrieben haben, als Herausforderung mit ihren Chancen und Risiken erlebt. Um mit Risiken, Unsicherheiten und Problemen besser umgehen zu können, wünschen die jungen Leute für sich und andere Rückhalt bei ihren Kinderdorfmüttern und BetreuerInnen. Die Möglichkeit zu einem Gespräch, eine Beratung zu spezifischen Anliegen und auch eine materielle Unterstützung würden aus ihrer Sicht den Übergang ins Erwachsenenleben

erleichtern. Sie empfehlen SOS-Kinderdorf, die jungen Menschen in ihrem selbständigen Leben nicht allein zu lassen, bei Bedarf da zu sein und sie gut „auf das Ganze“ vorzubereiten.

Ausbildung und Arbeit

Ausbildung und Arbeit bilden eine zentrale Dimension der Lebensqualitätsforschung. Eine abgeschlossene Ausbildung und Arbeit – genauer gesagt: Erwerbsarbeit – gelten als Indikatoren für so etwas wie gesellschaftliche Teilhabe und als Voraussetzung für einen gewissen Lebensstandard. Wir wollten im Rahmen unseres Projektes allerdings nicht nur etwas über die jungen Menschen, die aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen hinausgehen und ein selbständiges Leben außerhalb beginnen, erfahren – also zum Beispiel, in welchem Maß diese gesellschaftliche Teilhabe über Ausbildung und Arbeit bei den von uns befragten jungen Menschen gegeben ist. Wir wollten auch in Erfahrung bringen, wo denn die jungen Menschen selber ihre Prioritäten setzen, was sie selber als zentrale Lebensbereiche ansehen und artikulieren. Zu diesem Zweck führten wir – wie beschrieben – Interviews, die wir sehr offen gestalteten. Die Einstiegsfragen sollten zum Erzählen einladen. So fragten wir im ersten Durchgang, was denn für sie in ihrem Leben wichtig wäre, was für sie dazugehören müsste, damit sie mit ihrem Leben zufrieden sind. Beim zweiten Durchgang eröffneten wir die Interviews mit der Frage nach den Veränderungen seit dem letzten Durchgang und beim dritten Interview fragten wir danach, wo sie denn aktuell stehen.

Bei allen drei Fragen kristallisierte sich als zentrales Thema „Ausbildung und Arbeit“ heraus.

Auf die allgemein gehaltene Frage, was ihnen denn wichtig sei in ihrem Leben, damit sie zufrieden sind, antworteten fast alle an erster Stelle mit dem Beruf, der jeweiligen Arbeitssituation bzw. den geplanten Schritten im Rahmen einer Ausbildung oder eines beruflichen Wechsels. Aussagen zu Arbeit bzw. Ausbildung kamen aber nicht nur durchgängig an erster Stelle, sie nahmen auch viel Raum ein. Diese Äußerungen waren zudem am konkretesten, sowohl bei der Darstellung der aktuellen Situation als auch bei der Beschreibung von Zukunftsperspektiven.

Diese Dominanz des Arbeitsthemas hat uns einigermaßen überrascht, waren wir doch eher mit einem Bild von Jugend in die Gespräche gegangen, in dem andere Themen, wie z.B. Spaß haben, Ausgehen, FreundInnen, Musik, Sport oder Internet, Priorität haben.

Auf die nach einem Jahr gestellte Frage nach Veränderungen seit dem ersten Interview wurden von den meisten zuerst die Veränderungen in der beruflichen Situation bzw. in der Ausbildung beschrieben. Und auch zwei Jahre später, als wir die jungen Menschen danach fragten, wo sie denn zur Zeit so stehen, waren die Arbeit, aktuelle Arbeitsverhältnisse und Veränderungen in diesem Bereich zentrale Themen. Sie wurden von den meisten vorrangig ins Gespräch gebracht, indem sie uns zum Beispiel erzählten, welcher Arbeit sie aktuell nachgehen oder dass sie derzeit arbeitslos sind. Indirekt tauchte das Thema bei drei Frauen auf, die zentral erst einmal auf ihre Kinder verwiesen. Sie sind derzeit in Karenz und es stellt sich für alle die Frage, wie sie wieder ins Berufsleben einsteigen können und in welcher Form dies mit dem Familienleben vereinbar sein könnte.

Warum ist Arbeit so ein dominantes Thema in den Gesprächen?

Dass Ausbildung und Arbeit in den Gesprächen so im Vordergrund stehen, löste bei uns Überlegungen in drei Richtungen aus.

Einmal dürfte hier sicherlich die Interviewsituation eine Rolle gespielt haben.

Grundsätzlich ist in der Alltagskommunikation das Thema Arbeit am unverfänglichsten und am wenigsten intim. Darüber kann man auch mit Menschen relativ leicht reden, die man wenig oder gar nicht kennt. Da wir die jungen Erwachsenen nur für das Interview getroffen haben und kaum Zeit hatten, mit ihnen „warm“ zu werden, ist es vorstellbar, dass sie uns die

Themen präsentiert haben, über die sie leicht und problemlos reden können. Auch herrscht in diesen Bereichen eine relative Klarheit (ein gesellschaftlicher Konsens), was „gut“ ist und was nicht – anders als zum Beispiel im Bereich Beziehungen oder Freizeit. In den Bereichen Ausbildung und Arbeit hat man es am ehesten in der Hand, wie das Gesagte beim Gegenüber ankommt.

Der Umstand, dass wir als MitarbeiterInnen von SOS-Kinderdorf diese Interviews führten, könnte darüber hinaus die Aussagen der jungen Leute insofern verfälscht haben, dass sie sich uns gegenüber mehr oder weniger SOS-Kinderdorf-konform äußerten. Ausbildung und Arbeit, eine solide Existenz sind ja wichtige Zielsetzungen der SOS-Kinderdorf-Pädagogik und daher auch Bereiche, über die man sich am unverfänglichsten gegenüber RepräsentantInnen von SOS-Kinderdorf darstellen kann.

Ausbildung und Arbeit sind aber auch grundsätzlich gesellschaftlich hoch angesehene Themen. Will man sich Älteren gegenüber gut darstellen, dann ist das über diese Bereiche sicherlich am leichtesten zu machen.

Zum anderen spiegelt diese Schwerpunktsetzung aber auch die Situation und die Lebensrealität der befragten jungen Erwachsenen wider.

Die meisten der von uns befragten jungen Frauen und Männer haben eine Berufsausbildung abgeschlossen und arbeiten, sind noch oder wieder in einer beruflichen oder schulischen Ausbildung, arbeitslos oder in Karenz. Arbeit bzw. Ausbildung nehmen viel Raum ein und letztendlich sind alle mehr oder weniger damit konfrontiert, dass sie selber für ihren Lebensunterhalt sorgen müssen. Bei unserer dritten Befragung war lediglich ein/e TeilnehmerIn noch in einer schulischen Ausbildung und auch diese/r war mit der Frage konfrontiert, ob SOS-Kinderdorf weiterhin für die Kosten aufkommt.

Der Abschluss einer Berufsausbildung ist als Faktor für „Selbsterhaltungsfähigkeit“ ein deklariertes Erziehungsziel der meisten SOS-Kinderdorf-Einrichtungen. Ausbildung und Arbeit haben daher einen hohen Stellenwert im SOS-Kinderdorf und werden den Jugendlichen vermutlich auch in dieser Bedeutsamkeit vermittelt.

Letztendlich spiegeln sich in der Dominanz des Themas Ausbildung und Arbeit gesamtgesellschaftliche Normen, Normalitätsvorstellungen, Werthaltungen und natürlich auch soziale Notwendigkeiten.

Ausbildung und Arbeit nehmen in unserer Gesellschaft allgemein sehr viel Zeit und Raum im Leben ein, unabhängig davon, ob man sie hat oder nicht. Erwerbsarbeit ist nach wie vor ein markanter Aspekt der „Normalbiographie“. Selbst für Jugendliche, die eher mit anderen Werten in Zusammenhang gebracht werden, sind Ausbildung und Arbeit offensichtlich zunehmend wichtiger. Sowohl in der aktuellen Jugendwertestudie¹⁹ als auch im 4. Österreichischen Jugendbericht²⁰ wird darauf verwiesen, dass Arbeit und Ausbildung bei den Jugendlichen einen immer höheren Stellenwert einnehmen. Beate Großegger schreibt zum Beispiel:

„Auch bei den sehr wichtigen Lebensbereichen zeigt sich ein Bedeutungsanstieg der leistungsorientierten Bereiche wie Arbeit oder Schule und Ausbildung. 1990 bezeichneten den Daten der im Zehnjahresrhythmus durchgeführten Jugend-Wertestudie zufolge so etwa nur 42% der 16- bis 24-jährigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen Arbeit als einen für sie persönlich sehr wichtigen Lebensbereich. Im Jahr 2000 waren es der Jugend-Wertestudie zufolge 46%. Und heute sind es – laut Daten des „4. Bericht zur Lage der Jugend“ – bereits

¹⁹ Friesl, Christian (Hrsg.): Experiment Jung-Sein, Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher

²⁰ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich

55% der 16- bis 24-Jährigen, die in der Arbeit einen persönlich sehr wichtigen Lebensbereich sehen.“²¹

Beate Großegger interpretiert diesen Befund dahingehend, dass einmal mehr der enge Arbeitsmarkt seine Spuren in den Lebensperspektiven und Werten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen hinterlasse. Ein ähnlicher Hinweis findet sich in den letzten Shell-Jugendstudien. Sowohl in der Shell-Studie von 2000 als auch in der aus dem Jahr 2002 ist die Befürchtung, die Arbeit zu verlieren oder keine zu bekommen, die Angst, die von Jugendlichen am häufigsten genannt wird.²² Die von uns befragten jungen Menschen gingen zum Teil auch auf die schwierige Arbeitsmarktsituation ein, äußerten aber keine Ängste in Bezug auf Arbeitslosigkeit. Es wäre aber zumindest nicht unplausibel, dass solche Ängste auch in ihrem Leben eine Rolle spielen.

Was ist den jungen Menschen an der Arbeit wichtig?

In Bezug auf die Zufriedenheit mit der Lehr- bzw. Arbeitsstelle ergab sich bei den ersten Gesprächen eine große Bandbreite. Die Pole bilden Äußerungen wie:

„[...] die Arbeit baut mich ziemlich auf, weil, ich weiß nicht, ist irgendwie so eine voll depressive Arbeitsstelle [...] wo du so richtig krank [...] Ja ich hoffe, dass das bald vorbei ist [...] Wenn ich das vorher gewusst hätte, dann hätte ich da nicht angefangen [...].“ (2000)

auf der einen Seite und Schilderungen wie:

„[...] Also sehr wichtig ist mir das Berufliche. Und das läuft super. Besser könnte es nicht gehen. Ich habe in der Berufsschule im Halbjahr nur Einsen gehabt. [...] Und in der Firma läuft. Besser könnte es nicht gehen. Die sind schwer zufrieden mit mir. [...]“ (2000)

auf der anderen Seite. Die Darstellungen der anderen lagen dazwischen. Der größere Teil äußerte allerdings eher Unzufriedenheit mit der aktuellen beruflichen Situation und viele artikulierten Veränderungswünsche bzw. hatten schon konkrete Schritte für Veränderungen eingeleitet. Veränderungen wurden in der Folge auch manchmal realisiert – mit dem Erfolg, eine zufriedenstellendere Arbeit zu finden, aber auch mit weniger zufriedenstellendem Ergebnis.

Nimmt man die Einschätzung der Zufriedenheit mit der aktuellen Arbeitssituation aus den Fragebogenbefragungen, so zeigt sich ein sehr heterogenes Feld. Grundsätzlich wurde 2001 häufiger die Einschätzung „sehr unzufrieden“ abgegeben und die Einschätzung „sehr zufrieden“ deutlich seltener als bei der Befragung ein Jahr vorher. Ganz global finden sich bei der letzten Befragung 2003 alle Einschätzung zwischen „teils/teils“ und „sehr zufrieden“ und es hat niemand eine unzufriedenstellende Einschätzung abgegeben. Eine Tendenz lässt sich daraus aber nicht ablesen. Betrachtet man letztendlich nur diejenigen, die bei allen drei Befragungen diese Frage beantwortet haben, so wird deutlich, dass diese Zufriedenheitseinschätzung sehr situationsgebunden ist und selbst dann, wenn es sich immer um denselben Arbeitsplatz handelt, zwischen hoher Zufriedenheit und Unzufriedenheit schwanken kann. Ebenso wurde aus den Interviews deutlich, dass es unterschiedlichste Aspekte sein können, die einer solchen Einschätzung zugrunde liegen.

²¹ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, S. 171

²² Vgl. Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000 und Jugend 2002

Was macht für die jungen Menschen nun einen Arbeitsplatz attraktiv oder was motiviert sie andererseits, sich einen anderen Arbeitsplatz zu suchen oder eine andere Ausbildung zu wählen?

Wie bereits erwähnt, berichtete der größere Teil der von uns befragten jungen Menschen schon bei der ersten Befragung von einer relativen Unzufriedenheit mit ihrer Arbeit bzw. dem Arbeitsplatz. Zum Teil formulierten Einzelne auch in positiver Form, was denn für sie eine zufriedenstellende Beschäftigung wäre. Insgesamt lassen sich einige Aspekte benennen, was denn den jungen Menschen in Bezug auf ihre Arbeit wichtig ist.

1. Der soziale Aspekt: ein guter Umgang miteinander

Als Grund für die Unzufriedenheit in der Arbeit bei jenen, die eine Lehre machen, genauso wie bei jenen, die eine abgeschlossene Berufsausbildung haben, werden häufig die Chefs bzw. Chefinnen und deren Verhalten genannt. Auch Schwierigkeiten mit ArbeitskollegInnen werden öfters als Ursache von Unzufriedenheit und Grund für Veränderungswünsche artikuliert. Das Arbeitsklima ist ein wichtiger Faktor für Zufriedenheit oder Unzufriedenheit.

Bei der dritten Befragung haben wir festgestellt, dass nur mehr ein Drittel der jungen Erwachsenen in einem längerfristigen Arbeitsverhältnis steht bzw. in dieser Firma eine längerfristige Perspektive sieht. Ein wahrscheinlich nicht unwesentlicher Aspekt dabei ist, dass diese jungen Leute vermittelten, der Betrieb zeige Interesse an den MitarbeiterInnen und „schaue auch auf sie“. Ein wertschätzender Umgang beinhaltet aus ihrer Sicht zudem die Möglichkeit, Fehler machen zu dürfen.

2. Der finanzielle Aspekt: ein Lohn, der den Anforderungen angemessen ist

Die Entlohnung spielt bei manchen eine entscheidende Rolle, bei manchen eine weniger zentrale. Grundsätzlich wurde aber von mehreren als Grund für Veränderungsabsichten genannt, dass die Anforderungen des Betriebes bzw. des/der jeweiligen Chefs/in in keinem Verhältnis zur Entlohnung stehen. Und bei der Darstellung des aktuellen Arbeitsverhältnisses oder bei der Beschreibung von möglichen neuen Arbeitsplätzen wurde die Entlohnung häufig erwähnt, vor allem wenn diese im Vergleich zu anderen Arbeitsverhältnissen deutlich besser war.

3. Der Sinn-Aspekt: eine Arbeit, die befriedigt, interessant ist und Perspektiven bietet

Ein wesentlicher Grund für Unzufriedenheit mit der Arbeits- bzw. Ausbildungssituation ist auch, dass Arbeit bzw. Ausbildung nicht dem entsprechen, was die jungen Leute gerne machen würden. So zum Beispiel wenn InterviewpartnerInnen beschreiben, dass sie in ihrem Lehrbetrieb nur Teilbereiche dessen, was Gegenstand ihrer Lehre ist, praktisch ausführen und die restlichen Bereiche nur in der Theorie kennen lernen konnten. Oder wenn sie das, was sie in ihrer Lehre machen, oberflächlich finden und sich einen umfassenderen Zugang zum Gegenstand ihrer Arbeit wünschen. Oder wenn der Arbeitsbereich für sie uninteressant wird, weil sie immer dieselben Tätigkeiten ausführen und das Feld dieser Tätigkeiten sehr beschränkt ist.

Ein wesentlicher Faktor für die Zufriedenheit am Arbeitsplatz ist umgekehrt, nicht immer am gleichen Ort arbeiten zu müssen, die Möglichkeit, unterschiedliche Fertigkeiten anwenden zu können und die Möglichkeit, zu lernen und sich weiterzubilden.

Insgesamt lassen sich diese Werte in Bezug auf die Arbeit nahtlos in das Bild einfügen, das der 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich zeichnet:

„Unabhängig vom Geschlecht zählen für 14- bis 30-jährige Österreicher/innen bei einem Beruf vor allem drei Dinge: gute Bezahlung, Arbeitsplatzsicherheit und dass die berufliche Tätigkeit, die sie ausüben, interessant ist und ihnen im großen und ganzen auch Spaß macht.“

*Ebenso wird ein gutes Arbeitsklima und Zusammenarbeit mit netten KollegInnen als wichtig eingeschätzt.*²³

Auffällig ist allenfalls, dass der Aspekt der Arbeitsplatzsicherheit bei den von uns interviewten jungen Menschen (noch?) eher selten eine große Rolle zu spielen scheint.

Das einzig Kontinuierliche ist der Wandel - auch bei Ausbildung und Arbeit

Ausgehend davon, dass viele der InterviewpartnerInnen bei der ersten Befragung von Unzufriedenheit und Veränderungswünschen erzählten, hätte es uns eigentlich nicht überraschen müssen, ein Jahr später festzustellen, dass sich bei sechs von den zehn jungen Menschen, die wir interviewen konnten, die berufliche Situation verändert hat. Trotz abgeschlossener Berufsausbildungen hatten zwei einen Job in einer anderen Berufssparte begonnen, eine/r war arbeitslos. Zwei hatten ihre Lehre abgebrochen und waren gerade auf Jobsuche bzw. hatten eine Anlehre begonnen. Ein/e junge/r Erwachsene/r ohne abgeschlossener Berufsausbildung besuchte eine Fachschule. Die Fragebogenbefragung von 2001 zeigte ein ähnliches Bild. Die Hälfte der Befragten war nach wie vor in demselben Berufsfeld oder in derselben Ausbildung, die andere Hälfte hatte innerhalb dieses Jahres den Job zumindest ein Mal gewechselt, war arbeitslos geworden oder hat eine andere Ausbildung begonnen.

Bei der abschließenden dritten Befragung 2003 wurde das Spektrum an Veränderungen noch dadurch erweitert, dass bereits drei junge Frauen Kinder hatten und zum Zeitpunkt der Befragung in Karenz waren. Von diesen dreien hatte auch nur mehr eine die Perspektive, wenn nicht auf denselben Arbeitsplatz, so doch in dieselbe Firma zurückzukehren, während die beiden anderen auf der Suche nach neuen Möglichkeiten waren, Erwerbsarbeit und Familie unter einen Hut zu bringen.

Die beruflichen Veränderungen entsprechen in gewisser Weise gesellschaftlichen Erwartungen: Besonders jungen Leuten wird Flexibilität und Mobilität zugeschrieben. Solange man/frau keine Verantwortung für eine Familie hat, kann man/frau auch mal einen Job „ausprobieren“ und wechseln. Zudem eröffnen berufliche Veränderungen und zusätzliche Ausbildungen die Chance bzw. geben zumindest Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen.

Und letztendlich spiegeln diese Veränderungen, die sich auch bei der dritten Befragung wieder zeigten, die Situation des Arbeitsmarktes bzw. generell die Situation der „Arbeitsgesellschaft“ für junge Menschen wider.

Das Normalarbeitsverhältnis (35 bis 40 Stunden in einer unbefristeten Stelle) ist zwar als Norm nach wie vor in unseren Köpfen weit verbreitet, entspricht aber schon seit langem nicht mehr der empirischen Realität. Und zwar nicht nur, weil Teilzeitstellen und geringfügige Beschäftigungsverhältnisse zugenommen haben, sondern weil auch die Konstanz von Arbeitsverhältnissen sich verändert hat.

„Betrachtet man [...] nicht die Zahl der Stellen, sondern die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse einzelner Erwerbepersonen über einen längeren Zeitraum [...], so zeigt sich, dass schon bei einem Beobachtungszeitraum von über 5 Jahren nur noch rund ein Drittel der Erwerbstätigen in den achtziger Jahren dauerhaft vollzeitbeschäftigt war (vgl. Bonß/Plum, S. 701). Die überwiegende Mehrheit pendelte demgegenüber zwischen unbefristeter Vollzeitbeschäftigung und anderen Arbeitsformen oder zwischen Beschäftigung, Nichtbeschäftigung und Wiederbeschäftigung.“

²³ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, S. 181

*Dieser Befund lässt sich durchaus in generalisierter Form fassen. Die Erwerbsbiographien werden offensichtlich uneinheitlicher und stellen sich um so turbulenter dar, je größer der betrachtete Zeitraum wird.*²⁴

Nach Bonß ist dies in zweierlei Hinsicht zu interpretieren: Zum einen wird es für Männer wie für Frauen immer schwieriger, eine dauerhafte Vollzeitbeschäftigung zu finden und sie müssen dementsprechend flexibel sein – zum anderen bedeutet das Ende der stabilen Beschäftigungsverhältnisse nicht unbedingt dauerhafte Marginalisierung. Für diejenigen, die keine stabilen Arbeitsverhältnisse haben, ist die Reintegration in den Arbeitsmarkt zwar oft mit finanziellen Einbußen verbunden, sie bleiben längerfristig gleichwohl arbeitsmarktorientiert.

Dies lässt sich auch in Bezug auf die von uns befragten jungen Menschen sagen. Auch bei vielfältigen Wechseln, die sie manchmal in Arbeitsbereiche führen, die von ihrer ursprünglichen Ausbildung weit entfernt sind, bleiben sie dennoch erwerbsarbeitsorientiert. Und auch die drei Frauen, die bei unserer dritten Befragung gerade in Elternkarenz waren, sind darauf hin orientiert, so bald als möglich eine Beschäftigung zu finden. Sei es als Ergänzung zum Familienleben, sei es auch aus handfesten materiellen Notwendigkeiten heraus.

Kontinuität und Diskontinuität

In den Interviews haben die jungen Menschen uns viel von ihren Arbeitsstellen, beruflichen Karrieren, Perspektiven und Plänen erzählt. Insgesamt lassen sich die Erzählungen unserer InterviewpartnerInnen in zwei Gruppen einteilen:

Die eine Gruppe zeichnet sich durch relative Kontinuität in beruflicher Hinsicht aus. Die jungen Menschen befinden sich in stabilen Arbeitsverhältnissen und sind mit den Arbeitsbedingungen in der jeweiligen Firma mehr oder weniger zufrieden. Sie arbeiten zum Teil noch in der selben Firma, in der sie auch die Lehre gemacht haben oder schildern längerfristige Perspektiven bei diesem Arbeitgeber.

„X: Ich meine, der Job taugt mir schon.

I: Was tust du denn jetzt?

X: Ich bin immer noch xxx.

I: Mmh. Bei der selben Firma?

X: Ja. Ich habe dort die Lehre gemacht.

I: Ja. Da bist du viele Jahre inzwischen schon, gell?

X: Sieben. Ja. Im September sind es sieben Jahre. [...]“ (2003)

„Mmh. Ja jetzt bin ich Geselle, jetzt hab ich meinen, mein eigenes Auto, meine eigene Partie. Echt super mit der Firma. In der Firma steh ich gut da, also, da gibt es nichts. Die Firma haltet viel von mir.“ (2003)

Unterbrechungen wie zum Beispiel die Absolvierung des Präsenzdienstes beim Bundesheer verändern an dieser stabilen Beziehung nichts.

Auch eine Karenzzeit scheint mit der Möglichkeit verbunden zu sein, anfangs geringfügig und später wieder voll in den Betrieb integriert zu werden.

Erwähnenswert erscheint uns, dass in dieser Gruppe der jungen Erwachsenen mit stabilen Arbeitsbeziehungen auch von beruflichen Perspektiven innerhalb der Firma gesprochen wird. Zumindest von zweien wird angesprochen, dass die Firma auch auf sie schaut, d.h. Einsatz-

²⁴ Bonß, Wolfgang: Was wird aus der Erwerbsgesellschaft, S. 339f

möglichkeiten überlegt oder Perspektiven zum Beispiel im Hinblick auf eine Weiterqualifizierung anbietet.

Die andere Gruppe unserer InterviewpartnerInnen berichtet in der Regel von einer Reihe zum Teil sehr unterschiedlicher Arbeitsverhältnisse. Diese sind unterschiedlich lang und dauern oft nur wenige Monate. Auch die Arbeitsbereiche sind sehr verschieden und haben kaum einen Bezug zu einer vorhandenen beruflichen Ausbildung. Phasen der Arbeit wechseln mit Phasen der Arbeitslosigkeit.

„I: Wir haben uns getroffen, wo du gerade mit dem Baras fertig warst, und damals hast du gesagt, du hast vor, bei den X. anzufangen.

X: Da war ich auch, ja. [...] da war ich auch drei Monate. [...] Dann bin ich raus, ja dann bin ich zum Y. [...] Ja, und da, ja, und dann durch das eben hab ich es dann lassen, nicht. Und danach war ich dann wieder drei Monate daheim. [...] Und dann, was war dann? Hmm, muss ich überlegen. Ja dann, mein ich, waren wir beim, beim Z. unten, da unten in B. ist der, ist eine xxx-firma. [...] Ja. Und dann, nach dem, nach dem Z., dann bin ich wieder zum W. zurückgegangen, da war ich davor auch schon einmal, beim W. Das ist so eine Leasingfirma. [...] Ja, und dann, war ich den Winter über daheim und hab eigentlich eh immer Arbeit gesucht. Ja, und heuer im Frühjahr hab ich eben den Job gekriegt beim V.“ (2003)

„Ja momentan, ja momentan hab ich Urlaub, mehr oder weniger. Nein momentan in der Arbeitslosen. Weil in den, Wintermonaten hab ich jetzt im X. oben gearbeitet. [...] Und, das ist eben nur saisonmäßig, das ist eben, das was mir eigentlich weniger liegt. [...] Und ja, und, ja jetzt probiere ich halt überall momentan Bewerbungen zum Schreiben und so. Jetzt hab ich nächst, in zwei Wochen wieder, ein Vorstellungsgespräch, in Y. da, zum Glück.“ (2003)

Ein wesentlicher Aspekt für das Finden neuer Arbeitsstellen scheinen soziale Beziehungen zu sein. So erzählen die jungen Menschen zuversichtlich von Arbeitsmöglichkeiten, weil sie den potentiellen Arbeitgeber kennen (zum Beispiel über einen Aushilfsjob) oder sie berichten, dass sie Informationen über freie Stellen durch Verwandte, FreundInnen bzw. Bekannte erhalten haben. Auch wenn sich hier keine linearen Arbeitskarrieren abzeichnen, so finden diese jungen Erwachsenen doch immer wieder eine Arbeitsstelle.

„Ich werde höchstwahrscheinlich beim X. anfangen [...], da ist es eigentlich kein Problem da halbtags arbeiten, glaub ich nicht. [...] ich hab da auch schon gearbeitet, ausgeholfen bei ihm, und ich weiß wie das läuft, das glaube ich wird kein Problem sein, dass ich da was finde. [...] Und sonst finde ich mir auch irgendwas anderes auch, und wenn es ein xxx-Geschäft ist, oder so, halbtags, irgendeine Kleinigkeit halt, wo ein Geld hergeht. Wenigstens ein bisschen was.“ (2003)

„Ja es war einen Tag vor Weihnachten, hab ich die Stelle gekriegt. Weil da bin ich, einen Tag davor, am Wochenende, bin ich da Schi fahren gegangen. [...] Und, neben unserem xxx-Kurs aber ist noch ein yyy-Kurs gegangen. Und, da ist eine oben gewesen, die hat da unten, bei mir im AMS hat die den yyy-Kurs gemacht. Und die haben wir so getroffen, haben ein bisschen geredet, nicht, dann hat sie gefragt, ja ob ich schon einen Job, dann hab ich gesagt, nein noch nichts, hat sie gesagt, ja sie suchen noch mal jemanden und, und sie holt gleich den Chef, nicht. Dann haben wir es gleich gemacht.“ (2003)

Zwei junge Frauen haben aufgrund ihrer Schwangerschaft die Arbeit bzw. Ausbildung beendet, haben aber schon mehr oder weniger konkrete Vorstellungen, wieder eine Arbeit aufzunehmen, die mit der Betreuung der Kinder vereinbar ist. In einem Fall wird es eine Arbeit in

einem Stundenausmaß sein, in dem eine Betreuung des Kindes in einer Kinderkrippe möglich ist. Im anderen Fall ist eine Tätigkeit geplant, die zuhause gemacht werden kann. Für beide junge Frauen ist der Wiedereinstieg auch eine finanzielle Notwendigkeit.

Aufgefallen ist, dass die relativ kontinuierlichen Berufskarrieren – wenn man so sagen will – in der Regel auf eine relativ kontinuierliche Ausbildung folgen bzw. umgekehrt, eher diskontinuierlichen Berufstätigkeiten häufig auch diskontinuierliche Ausbildungswege vorangehen: Abbrüche von Lehrstellen, Wechsel der Ausbildungen, Beendigung von Ausbildungen ohne Abschluss oder das Nachholen von Abschlüssen nach zwischenzeitlichen anderen Tätigkeiten.

Ein nicht unwesentlicher Aspekt in Bezug auf die Kontinuität von Berufskarrieren scheint die Möglichkeit zu sein, nach Abschluss der Lehre im Lehrbetrieb als Geselle weiterbeschäftigt zu werden.

Insgesamt scheinen die diskontinuierlichen Berufskarrieren bei den von uns befragten jungen Menschen zu überwiegen. Für manche Diskontinuitäten lassen sich dabei zweifellos auch individuelle Gründe finden, generell zeichnen sich hier aber auch gesellschaftliche Entwicklungen ab.

Einmal wird der Arbeitsmarkt gerade für junge Menschen immer enger und die Anzahl „prekärer“ Arbeitsverhältnisse nimmt zu. Es wird für junge Menschen immer schwieriger, in kontinuierliche Arbeitsverhältnisse hineinzukommen. Phasen der Arbeitslosigkeit werden für eine zunehmend größere Gruppe von jungen Menschen eine alltägliche Herausforderung. *„Transitorische, sich wiederholende oder auch langandauernde Diskontinuitätsphasen werden in postindustriellen Erwerbsverläufen zum Normalfall“*, schreiben Mutz et.al. bereits 1995²⁵ und diese Veränderungen werden in den beruflichen Wegen der von uns befragten jungen Erwachsenen sehr deutlich.

Zum anderen werden auch die individuellen Ansprüche an eine zufriedenstellende Arbeit höher. Gesamtgesellschaftlich gilt ein hoher Anspruch auf Sinnhaftigkeit und adäquate Entlohnung der geleisteten Arbeit, der auch für junge Menschen zum Maßstab für die Beurteilung ihrer Arbeitsverhältnisse wird.

Und nicht zuletzt werden die Anforderungen an Mobilität und Flexibilität immer höher – zumindest wird diese Forderung im medialen Diskurs vermittelt. Mobilität und Flexibilität scheinen für viele junge Menschen heute eine Selbstverständlichkeit zu sein. Aus unseren Gesprächen haben wir den Eindruck mitgenommen, dass die meisten der befragten jungen Menschen zwar geographisch eher immobil sind, aber sehr mobil und flexibel wenn es darum geht, Arbeitsverhältnisse einzugehen, die mit ihren ursprünglichen Berufszielen in der Ausbildung bzw. mit ihren bisherigen Tätigkeiten kaum etwas zu tun haben.

Bei allen Diskontinuitäten und auch bei zeitweiligen Unterbrechungen von Beschäftigungsverhältnissen durch Elternkarenz, hinterließen unsere GesprächspartnerInnen bei uns aber den Eindruck, dass sie sich mehr oder weniger in der Lage fühlen, ihren Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit zu bestreiten.

Wenn die jungen Leute allerdings von den Erwartungen bzw. Befürchtungen des SOS-Kinderdorfes (Kinderdorfmutter, Dorfleiter, Jugendeinrichtungsleiter, BetreuerIn) erzählen oder auch anderen jungen Menschen Ratschläge geben, entsteht der Eindruck, dass in der Regel doch das Bild des Normalarbeitsverhältnisses an sie herangetragen wurde, vielleicht noch immer wird und sie dieses auch weitergeben. Vor allem der Aspekt des „Durchhaltens“ taucht sehr häufig auf bzw. die Befürchtung, die jungen Menschen könnten den Job „hinschmeißen“.

²⁵ Zit. nach Krafeld, Franz Josef: Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft, S. 21

Insgesamt scheinen die jungen Menschen, mit denen wir gesprochen haben, bei allen Diskontinuitäten das Erwerbsleben doch relativ gut zu meistern, auch wenn sie möglicherweise nicht unbedingt auf diese Art der „Lebensbewältigung“ vorbereitet wurden. Man könnte etwas salopp sagen, dass unsere GesprächspartnerInnen in Bezug auf die Bewältigung der in Ausbildung und Arbeit steckenden Herausforderungen sehr „modern“ sind. Eher traditionell orientiert sind sie hingegen in Bezug auf die Berufswahl und die Geschlechterrollenbilder.

Die Berufswahl ist sehr traditionell: Die jungen Männer arbeiten in traditionellen Männerberufen (auch wenn als Wunsch ein Mal der Sozialbereich als Arbeitsfeld genannt wurde). Die Frauen arbeiten in der Regel in traditionellen Frauenberufen bzw. machen Ausbildungen in traditionell weiblich dominierten Berufsfeldern.

Die traditionellen Rollenbilder kommen auch darin zum Ausdruck, dass von Männern häufig das Bild des Familienernährers gezeichnet wird, das in der Formulierung gipfelte:

„Ich meine, ich kann keine Familie haben, wenn ich nicht zahle. [...] Und ich glaube, ich habe noch ein wenig zu wenig Geld. Für ein Kind und für eine Frau.“ (2000)

Gleichzeitig sind es traditionellerweise die Frauen, die sich – wenn sie Kinder bekommen – umorientieren und versuchen, eine Beschäftigung zu finden, die mit der Kinderbetreuung in Einklang zu bringen ist.

Allerdings stehen unsere GesprächspartnerInnen mit ihrer geschlechtsspezifischen Berufsorientierung damit nicht alleine da. Im 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich wird konstatiert:

„In der branchenbezogenen Berufswahl zeigt sich, dass sich Mädchen und junge Frauen nach wie vor häufig für so genannte Frauenberufe entscheiden, während Burschen und Männer in traditionell männliche Berufsfelder einsteigen. Die geschlechtsspezifische Segmentierung des Arbeitsmarktes setzt sich also auch in der heutigen Jugend- und Jungerwachsenengeneration weiter fort.“²⁶

²⁶ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, S. 187

Das soziale Netz

„In sich verändernden gesellschaftlichen Strukturen – vor allem dort, wo sich diese Veränderungen schnell vollziehen – bleiben soziale Beziehungen des Einzelnen nicht einfach gegeben, sondern sie sind über die Zeit und in den neuen Konstellationen jeweils neu herzustellen, aktiv auszuhandeln und immer wieder von neuem zu sichern.“²⁷

Sozialen Netzwerken kommt gerade in Lebensphasen, die von Rollenwechseln und Übergängen in neue Identitäten geprägt sind, besondere Bedeutung zu.²⁸ Soziale Beziehungen sind aber nicht nur für die Bewältigung der Anforderungen bestimmter Lebensphasen von Bedeutung, sie werden vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen generell wichtig. *„Die heutige Jugendgeneration ist in eine Zeit hineingeboren, in der jeder und jede einzelne aufgefordert ist, sich eine eigene ‚soziale Heimat‘ aufzubauen. Die Bindung an traditionelle Sozialzusammenhänge schwindet, die Selbstgestaltung der eigenen Biographie wird immer wichtiger. [...] Jugendliche, die unter Bedingungen der Individualisierung heranwachsen, beginnen schon früh damit, sich über die Beziehungen zu nahestehenden Menschen eine eigene kleine Welt zu schaffen und ihr Leben auf diese Weise zu ordnen und zu stabilisieren. Selbstorganisation wird zum Motto, soziales Networking für sie zum Programm.“²⁹* Die Fähigkeit, solche sozialen Beziehungen einzugehen und sie zu gestalten, ist eine Ressource, die nach Heiner Keupp für eine *„produktive Lebensbewältigung in den Zeiten der allgemeinen Verunsicherung“³⁰* unabdingbar notwendig ist.

„Soziales Netz“ dient uns als Titel zur Beschreibung der mehr oder minder vielfältigen sozialen Beziehungen der von uns befragten jungen Menschen.

Die Anzahl und Qualität sozialer Beziehungen zählen zu den zentralen Kategorien der Lebensqualitätsforschung. Wir haben daher in den Fragebögen einige Fragen aufgenommen, die nach Beziehungen, Partnerschaften, Freundschaften, familiärem Rückhalt und sozialen Kontakten fragen. Und auch in den Interviews waren die unterschiedlichen sozialen Beziehungen der jungen Menschen Thema. Sie haben mit den Themen „Arbeit und Ausbildung“ sowie „Wohnen“ viel Raum eingenommen und scheinen bei den jungen Menschen in unterschiedlichen Variationen ein zentrales Lebensthema darzustellen. Besonders fokussieren möchten wir hier auf die Funktionen, die das soziale Netz in seinen unterschiedlichen Ausprägungen für die Zeit des Übergangs hat.

Nimmt man das Bild vom „Netz“, so kann man verschiedene Knoten dieses Netzes benennen: die Freundin/der Freund, FreundInnen, KollegInnen, die Kinderdorfmutter, die leiblichen und Haus-Geschwister, mit denen die jungen Menschen aufgewachsen sind, die leiblichen Eltern, Geschwister und andere Verwandte sowie andere Bezugspersonen aus dem SOS-Kinderdorf-Kontext.

Die Freundin/der Freund

Bei der Frage nach PartnerInnenbeziehungen in den Fragebögen gaben etwa ein Drittel der jungen Erwachsenen längerdauernde, andere gaben zeitweilige Beziehungen an. Insgesamt drei junge Menschen gaben zu allen drei Befragungszeitpunkten an, alleinstehend zu sein.

²⁷ Nestmann, Frank: Soziale Netzwerke – Soziale Unterstützung, S. 1685

²⁸ Vgl. ebd. S. 1686

²⁹ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, S. 6

³⁰ Keupp, Heiner: Produktive Lebensbewältigung in den Zeiten der allgemeinen Verunsicherung, S. 4

Auffällig war, dass bei der Kategorie „längerfristige Beziehung“ die Frauen eindeutig dominierten. Im 4. österreichischen Jugendbericht findet sich ein ähnlicher Befund. „36% der 14- bis 19-jährigen Mädchen, jedoch nur 18% der Burschen geben an, in einer festen Beziehung zu sein.“³¹ Der Unterschied zwischen jungen Frauen und jungen Männern wird bei den 20- bis 24-jährigen geringer und gleicht sich bei den 25- bis 30-jährigen ziemlich an. Das lasse darauf schließen, dass Mädchen nach wie vor eher Beziehungen mit etwas älteren Burschen bzw. jungen Männern haben, aber auch, dass sie sich stärker über die Beziehung definieren bzw. der Partnerschaft eine größere Bedeutung in ihrem Alltag beimessen.³²

Die Interviews haben das Bild noch weiter differenziert und vertieft. Soweit Partnerschaften bestehen, haben der Freund/die Freundin einen hohen Stellenwert und sie werden im Gespräch auch als wesentliche Bezugspersonen thematisiert. Im Verlauf der drei Jahre, über die wir mit den jungen Menschen in Kontakt waren, hat sich in Bezug auf Partnerschaften einiges getan. Einige Beziehungen haben gehalten, sich vertieft und stabilisiert, einzelne unserer GesprächspartnerInnen hatten sich mit Trennungen auseinandersetzen, manche haben in der Zwischenzeit „jemanden gefunden“ und andere sind noch auf der Suche nach dem/der „Richtigen“.

Der Freund/die Freundin wurde in den Interviews in unterschiedlichen Funktionen thematisiert. Er/sie ist GesprächspartnerIn, unterstützt in vielen Situationen, ist der/diejenige, auf den/die man sich verlassen kann.

„Ja am wichtigsten war eigentlich dann mein Freund in letzter Zeit auch. [...] Und der hat mir, also der war immer für mich da. [...] Auch wenn es mir nicht so gut geht.“
(2001)

Gerade im Übergang in ein selbständiges Leben wird der Freund/die Freundin als Rückhalt besonders bedeutsam. Mit dem Freund/der Freundin gemeinsam eine Wohnung zu beziehen, ist einerseits Herausforderung, andererseits aber auch ein wesentlicher Unterstützungsfaktor. „Allein auf sich gestellt sein“ wird nicht selten als Problem oder zentrale Herausforderung benannt, und es tut gut und gibt Sicherheit, wenn da noch jemand ist.

„Am Anfang ist sicher wichtig, dass du irgendeinen Partner hast. Ich meine, allein hätte ich mir das auch nie vorstellen können in der Wohnung.“ (2003)

Die Vorstellungen der jungen Menschen von Partnerschaft bzw. Familie sind dabei eher konventionell. Mehr oder weniger alle suchen Partnerschaften und möchten eine eigene Familie. Bei der ersten Befragung waren Kinder zwar Thema, das „Kinderkriegen“ bzw. das Leben mit Kindern wurde aber relativ weit in die Zukunft projiziert. Für die nächsten Jahre waren andere Ziele wichtiger – sich beruflich orientieren oder stabilisieren, Auslandserfahrungen sammeln oder auch einfach nur die Freiheit „noch“ genießen.

Auffällig waren zum damaligen Zeitpunkt die sehr konventionellen Geschlechterrollenbilder. Männer haben sich in der Regel als Versorger artikuliert, während die Kinderbetreuung von beiden Geschlechtern doch im Wesentlichen den Frauen zugeordnet wurde. Bei der dritten Befragung hatten dann drei junge Frauen bereits ein Kind, das zum Zeitpunkt der Befragung ihr Lebensmittelpunkt war. Und auch wenn die jeweiligen Partner zum Teil als unterstützend beschrieben wurden, scheint doch die Kinderbetreuung im Wesentlichen Sache der Frauen zu sein. Und es sind die Frauen, die sich dann mit der Frage auseinandersetzen müssen, wie sie eine berufliche Tätigkeit mit der Kinderbetreuung unter einen Hut bringen können.

³¹ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, S. 33

³² Vgl. ebd.

Im 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich wird konstatiert: „Auch wenn ein Großteil der 25- bis 30-jährigen eine feste Partnerschaft hat, hat die Mehrheit der Befragten (71% der Männer und 56% der Frauen) jedoch zum derzeitigen Zeitpunkt noch keine Kinder. ‚Eine feste Beziehung – ja; Kinder auch, die aber später‘, so scheint heute das Motto der jungen Erwachsenen zu lauten.“³³ Damit, eigene Kinder in die Lebensplanung aufzunehmen, aber doch erstmal einige Jahre aufzuschieben, stehen unsere GesprächspartnerInnen also nicht alleine da. Vor diesem Hintergrund erscheint die Diskrepanz bemerkenswert, zwischen der beim ersten Gespräch entworfenen Lebensperspektive und der Realität, dass doch drei junge Frauen relativ jung Kinder bekommen haben.

FreundInnen und KollegInnen

FreundInnen und KollegInnen wurden in den Fragebögen des öfteren genannt. Häufig tauchten sie bei der Frage nach der Freizeitgestaltung auf. Dabei wurden – vor allem nach dem Auszug aus einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung, aber auch schon davor – Freunde und Freundinnen aus dem schulischen und beruflichen Umfeld deutlich häufiger genannt als Freunde und FreundInnen aus dem SOS-Kinderdorf-Kontext. Ausschließlich Freunde und Freundinnen aus dem SOS-Kinderdorf-Umfeld wurden nur selten angegeben. Und obwohl Vereinsaktivitäten von Seiten des SOS-Kinderdorfes mit dem Ziel sozialer Integration forciert werden, scheint eine Vereinszugehörigkeit bei den von uns befragten jungen Erwachsenen keine Rolle zu spielen. Nichtsdestotrotz scheint die Vernetzung nach außen zu funktionieren.

Auch in den Interviews haben uns die jungen Menschen von FreundInnen und KollegInnen erzählt. Diese sind vor allem in der Freizeit wichtig. Sie sind GesprächspartnerInnen, mit ihnen ist man unterwegs. FreundInnen und KollegInnen sind aber auch manchmal wichtige Bezugspersonen für die eigene Lebensgestaltung und -planung: Man entwickelt gemeinsame Zukunftspläne, startet gemeinsam Projekte, bezieht gemeinsam eine Wohnung. Oft sind FreundInnen und KollegInnen auch wichtige Informationsquellen – zum Beispiel wo gerade eine Wohnung frei ist oder wo eine Arbeitsstelle zu besetzen wäre.

Die Beziehungen zu FreundInnen oder KollegInnen entstehen zum einen in der SOS-Kinderdorf-Einrichtung, vor allem aber im schulischen oder beruflichen Umfeld und zum Teil in der Nachbarschaft. Die jungen Menschen differenzieren dabei in der Regel zwischen FreundInnen und KollegInnen. Bei FreundInnen ist die Beziehung stabiler und enger, beruht auch stärker auf Gegenseitigkeit – diese rufen an, kommen zu Besuch etc. KollegInnen finden sich häufiger im beruflichen Umfeld und die Beziehungen sind in der Regel loser und weniger verbindlich.

Freundschaften sind den jungen Menschen wichtig. Vor allem bei der ersten Befragung – den Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung vor Augen – wurden von Einzelnen Überlegungen angestellt, wie denn Freundschaften über z.B. örtliche Veränderungen aufrechterhalten werden können und die Absicht bekräftigt, diese Beziehungen nicht abreißen zu lassen.

Bei den weiteren Befragungen waren dann häufig Veränderungen im Freundeskreis Thema. Mit örtlichen Veränderungen, oft verbunden auch mit einem Wechsel von Ausbildungs- oder Arbeitsplatz, entstehen neue Beziehungen während alte zum Teil „einschlafen“. Manchmal werden aber auch persönliche Entwicklungsschritte als Grund angegeben, warum Beziehungen abgebrochen werden. Man will nicht mehr mit den ewig Gleichen „herumhängen“, oder Freunde/Freundinnen verändern sich so, dass man mit ihnen nichts mehr zu tun haben mag.

Zum Teil sind es auch Veränderungen der eigenen Lebenssituation, die zur Folge haben, dass sich neue Kontakte und Beziehungen ergeben bzw. wichtiger werden. Die Geburt eines Kin-

³³ Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, S. 32

des hat zum Beispiel zur Folge, dass man sich weniger mit dem alten Freundeskreis trifft sondern vermehrt mit Menschen, die in der selben Situation sind.

Die Kinderdorfmutter

Jene jungen Menschen, die in einem Kinderdorf aufgewachsen sind und bei denen sich die Beziehung zur Kinderdorfmutter positiv entwickelt hat, schildern die Kinderdorfmutter als einen der stabilsten Knoten im sozialen Netz.

Alle GesprächspartnerInnen haben noch einen mehr oder weniger engen Kontakt zur Kinderdorfmutter. Die Kinderdorfmutter unterstützt die jungen Menschen, berät sie bei unterschiedlichsten Problemen, kommt zu Besuch, wird besucht, hilft finanziell aus etc. Manche Beziehungen sind fast freundschaftlicher Natur und von viel Gegenseitigkeit getragen.

Die Beziehungen sind in der Regel sehr eng, verändern sich aber auch mit der Zeit – werden etwas lockerer oder auch wieder enger. Vor allem in zwei Zusammenhängen wurde von einer Intensivierung der Beziehung zur Kinderdorfmutter erzählt: Im Zusammenhang mit der Geburt eines eigenen Kindes wird die Kinderdorfmutter zur „Oma“ (z.T. explizit so genannt). Sie ist kompetente Beraterin, z.B. in Fragen der Babypflege. Die Beziehung wird zudem dadurch enger, dass man eine gemeinsame Erfahrung teilt. Von einer Intensivierung bzw. einer neuen Qualität der Beziehung zur Kinderdorfmutter wird auch in dem Zusammenhang, als diese in Pension gegangen ist, erzählt.

Die Beziehung zur Kinderdorfmutter ist nicht selten so bedeutsam, dass der Wohnort in ihrer Nähe gewählt wird und damit ein enger Bezug möglich bleibt.

Der Rückhalt, den die Kinderdorfmutter bietet, ist auch in den Fragebögen abzulesen. Die Frage, ob die jungen Menschen jemanden haben, den/die sie um Hilfe bitten können, haben fast alle bejaht und neben dem Freund/der Freundin wurde dort am häufigsten auf die Kategorie „Personen aus dem SOS-Kinderdorf-Kontext“ verwiesen. Für die Annahme, dass damit meistens die Kinderdorfmutter gemeint sein dürfte, sprechen nicht nur die Erfahrungen aus den Interviews, sondern auch die in den Fragebögen gemachten Angaben über die Kontakte zur Kinderdorfmutter bzw. zu anderen Betreuungspersonen aus dem SOS-Kinderdorf-Kontext. Zu den Kinderdorfmüttern ist der Kontakt in der Regel am intensivsten und beständigsten.

Die leiblichen Geschwister und die Hausgeschwister aus der SOS-Kinderdorf-Familie

Geschwister sind in den Gesprächen mit den jungen Menschen immer wieder Thema gewesen. Dabei wird relativ wenig Unterschied gemacht zwischen Hausgeschwistern und leiblichen Geschwistern, die auch in der Kinderdorffamilie aufgewachsen sind. Es wird aber klar differenziert zu den leiblichen Geschwistern oder Halbgeschwistern, die im Herkunftssystem oder anderswo aufgewachsen sind.

Zu den leiblichen Geschwistern und Hausgeschwistern, mit denen man aufgewachsen ist, bestehen unterschiedlich enge Beziehungen. Manche Beziehungen sind relativ eng und bleiben bestehen, manchmal werden Beziehungen auch intensiver, zum Beispiel wenn Hausgeschwister oder leibliche Geschwister gemeinsam eine Wohnung beziehen.

Manchmal entsteht aber auch der Eindruck, dass für die Beziehung zu Hausgeschwistern nach dem Auszug aus der Kinderdorffamilie die Kinderdorfmutter als verbindendes Element fun-

giert. So wurden zum Beispiel Familienfeiern als der Ort genannt, wo man die Hausgeschwister in der Regel sieht und trifft.

Zu leiblichen Geschwistern bzw. Halbgeschwistern, die im Herkunftssystem aufgewachsen sind, bestehen kaum Kontakte. Manchmal entwickelt sich nach dem Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung eine neue Beziehung, in der Regel aber keine enge.

Dieses Bild deckt sich im Wesentlichen mit dem, was wir in Bezug auf die Kontakte zu Geschwistern über die Fragebögen vermittelt bekommen haben.

Leibliche Eltern und andere Verwandte

Die Beziehung zu den leiblichen Eltern und anderen Verwandten war bei den Gesprächen in unterschiedlichem Ausmaß Thema – sie wurde aber vor allem von uns immer wieder angesprochen. Insgesamt ist dabei das Bild entstanden, dass die jungen Menschen meist relativ wenig Kontakt zu den leiblichen Eltern haben und dieser Kontakt mit zunehmendem Alter tendenziell eher abnimmt. Vor allem scheint sich der Kontakt zu den leiblichen Müttern zu reduzieren.³⁴

Die Dauer der Unterbringung in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung spielt sicher eine bedeutende Rolle. So ist bei jungen Menschen, die im jugendlichen Alter direkt in eine Jugendeinrichtung aufgenommen wurden, der Übergang in ein selbständiges Leben manchmal auch mit einer – zumindest zeitweiligen – Rückkehr in das Herkunftssystem verbunden.

In einem Fall, in dem ein/e InterviewpartnerIn nur kurzfristig in einer Jugendeinrichtung untergebracht wurde, stabilisierte sich die Beziehung zum Herkunftssystem deutlich und dementsprechend positiv wurde die Beziehung zu Mutter bzw. Vater auch geschildert.

In der Regel werden die leiblichen Eltern aber kaum als unterstützend erlebt, sondern eher als jemand, der/die selber Unterstützung braucht.

Grundsätzlich bleibt bei den Schilderungen der Eindruck, dass sich an den Beziehungen zu den leiblichen Eltern über die Jahre wenig verändert hat.

MitarbeiterInnen in den SOS-Kinderdorf-Einrichtungen

Die Kinderdorfmutter nimmt bei den jungen Menschen, die in einer Kinderdorffamilie aufgewachsen sind, eine besondere Position ein. Dies entspricht auch dem besonderen „Familienanpruch“ der Kinderdorffamilie, die in der Regel mehr als nur Betreuung bis zur „Selbsterhaltungsfähigkeit“ anbietet. Die Beziehungen zu anderen MitarbeiterInnen im Dorf bzw. zu den BetreuerInnen in den Jugendeinrichtungen gestalten sich unterschiedlich. Vereinzelt wurde von Beziehungen erzählt, die über den Auszug aus der Einrichtung hinaus bestehen bleiben. In der Regel enden die Kontakte aber mehr oder weniger mit der Beendigung des Betreuungsverhältnisses.

Für jene jungen Erwachsenen, die in einer Kinderdorffamilie aufgewachsen sind, bleibt neben der Kinderdorfmutter fallweise der Dorfleiter als Bezugsperson bestehen, andere MitarbeiterInnen nur wenn spezielle Beziehungen bestehen (z.B. als Firmpate/in). Bei den Jugendeinrichtungen bleibt es fallweise die Einrichtung, in der man mal vorbeischaut, oder aber ein/e BetreuerIn kommt zu Besuch, weil er/sie gerade zufällig „in der Gegend ist“. Insgesamt scheinen die Kontakte eher sporadisch zu sein und zufällig zustandezukommen.

Das soziale Netz der von uns befragten jungen Menschen zeigt sich sehr unterschiedlich, es ist prozesshaft und verändert sich über die Jahre. Als zentrale Elemente zeichnen sich die Be-

³⁴ S. dazu auch das Kapitel „Leben mit zwei Familiensystemen“.

ziehung zur Kinderdorfmutter, zu PartnerInnen und einem erweiterten FreundInnenkreis ab. In den Erzählungen wird aber nicht nur die Vielfältigkeit der Beziehungen deutlich, es wird auch sichtbar, wie hilfreich und bedeutsam dieses soziale Netz im Übergang in ein selbständiges Leben sein kann.

Die Bedeutung von SOS-Kinderdorf für die jungen Erwachsenen

Die Bedeutung, die die jungen Menschen in der Retrospektive SOS-Kinderdorf beimessen, bezieht sich in den Fragebögen und in den einzelnen Interviews auf unterschiedliche Themenfelder. In den Fragebögen fragten wir nach der Bedeutung, in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung aufgewachsen zu sein, für das jetzige Leben. In den Gesprächen mit den jungen Leuten fokussierten wir bei unserem ersten Treffen noch recht allgemein auf die Bedeutung, in der Kinderdorffamilie bzw. in der Jugendwohngemeinschaft aufgewachsen zu sein. Wir fragten nach, wie sie Kinderdorf und Jugendwohngemeinschaft erlebt haben und wie es ihnen heute mit dieser Erfahrung geht. Ein Jahr später wollten wir wissen, was die jungen Erwachsenen von SOS-Kinderdorf mitgenommen und mitbekommen haben, während wir bei unserem dritten Treffen noch einmal nach der Bedeutung, in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung aufgewachsen zu sein und nach Erfahrungen, die ihnen für ihr jetziges Leben hinderlich oder förderlich sind, fragten. Ziel dieser – zum wiederholten Male – gestellten Fragen war, die Sicht der jungen Menschen drei Jahre nach dem ersten Treffen in Erfahrung zu bringen, sich verändernde Sichtweisen und eventuell neue Themen kennenzulernen.

Unabhängig davon, ob die Kategorien wie im Fragebogen vorgegeben sind oder die jungen Menschen in Momentaufnahmen zur „Bedeutung von SOS-Kinderdorf“ assoziieren, ist ihren Einschätzungen gemeinsam, dass es sich dabei um rückblickende Bewertungen handelt. Die Erinnerungen und Einschätzungen stehen auch in Zusammenhang mit Lebensumständen, die wir im Rahmen dieses Projektes nicht in Erfahrung gebracht haben. So ist z.B. die Aufnahme und ob Kinder und Jugendliche das damals neue Umfeld als belastend oder entlastend empfanden ein wesentlicher Faktor, der die Einschätzung der Bedeutung von SOS-Kinderdorf mitbestimmt. Selbstverständlich beeinflussen auch ihre jeweiligen Lebensumstände zum Zeitpunkt der Fragebogenerhebung und Interviews die Bewertung.³⁵

Die Fragebogenerhebung hat ergeben, dass es für einzelne junge Menschen keine Bedeutung hat, im SOS-Kinderdorf aufgewachsen zu sein. Der überwiegende Teil gab an, dass es sich positiv auf das jetzige Leben auswirke. In den Gesprächen beziehen die jungen Menschen mit unterschiedlichen Blickrichtungen zur Frage nach der Bedeutung von SOS-Kinderdorf Stellung. Sie haben immer wieder auch bei anderen Themen Bilder entstehen lassen, aus denen wir Rückschlüsse auf die Bedeutung, in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung aufgewachsen zu sein, ziehen.

➤ **SOS-Kinderdorf wird sehr allgemein „positiv“ oder „negativ“ beschrieben.**

Die Assoziationen von jungen Leuten auf die Frage, welche Bedeutung es für sie hat, im Kinderdorf aufgewachsen zu sein, beinhalten deutliche Positionierungen und oft einen emotionalen Gesamteindruck von „Kinderdorf“. Die meisten sind froh und haben es positiv erlebt, im Kinderdorf aufgewachsen zu sein:

³⁵ S. dazu Normann, Edina: Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen, S. 149: „In seiner Untersuchung zu Jugendhilfeleistungen (>Jule-Studie<) fand Thiersch heraus, dass die >... aktuelle Lebenssituation der jungen Menschen Orientierungsrahmen für eine Erfolgseinschätzung ist. Der Zeitpunkt und die äußeren Lebensumstände einer Bilanzierung nehmen Einfluss auf das Ergebnis (wie alt bin ich, wo und wie lebe ich, wo stehe ich in meiner Entwicklung, was gibt es für Perspektiven, etc.)< (Thiersch 1998, 31)“

„Ja, hat schon eine Bedeutung. Jetzt welche könnte ich jetzt gar nicht sagen. ... Es ist halt, ich bin, also ich bin froh eigentlich, dass ich im Kinderdorf aufgewachsen bin.“

„ ... ich habe die Zeit sehr positiv erlebt eigentlich. Und wann ich ein Kind hätte, wo ich sage, da geht es nicht, oder da ist, oder meine Frau stirbt einmal oder was, und ich schaffe es nicht, dann würde ich es auf jeden Fall auch ins Kinderdorf tun.“

„Nein es ist so, dass ich da wirklich, ich glaube das vermittelt gekriegt habe, was ich eigentlich wollte, mehr oder weniger. ... Und dass ich wirklich da dann glücklich geworden bin, also mehr oder weniger. Und dass ich da Fuß gefasst habe. Und dass es mir da gefällt also.“
(2000)

In einem Fragebogen ergänzte ein/e junge/r Erwachsene/r:

„Mir hätte nichts Besseres passieren können, als im Kinderdorf aufzuwachsen. Ich habe gelernt, das Leben zu leben.“ (2003)

Einzelne InterviewpartnerInnen haben allerdings auch sehr negative Erfahrungen gemacht, die sie im Zusammenhang mit der Bedeutung von SOS-Kinderdorf andeuten:

„Also über's Kinderdorf rede ich lieber nicht, weil was mir da passiert ist, ist gerade nicht zu veröffentlichen ... Ganz bestimmt nicht.“ (2000)

Andere beschreiben Gefühle von Abhängigkeit und wollen mit ihrem Abschied aus der Einrichtung auch einen Schritt in die Unabhängigkeit setzen:

„ ..., weil ich bin froh, dass ich da aufwachsen habe dürfen, aber ich will jetzt auch nicht mehr abhängig sein vom Kinderdorf.“ (2000)

➤ **Positiv hervorgehoben werden vor allem die Unterstützungen durch SOS-Kinderdorf.**

Mehrere InterviewpartnerInnen heben immer wieder die Bedeutung von SOS-Kinderdorf bei der Förderung und Weiterentwicklung in den Bereichen Schule, Ausbildung, Berufswahl und Arbeitsplatzsuche hervor. Unterstützungen bei der Schulausbildung werden auch in Kommentaren im Fragebogen erwähnt, ebenso wie die Möglichkeit, eine Startwohnung zu bekommen. Der Bereich der Wohnraumbeschaffung wird also von den jungen Leuten als weitere wesentliche Unterstützung erlebt. Zu Beginn unseres Projektes im Jahr 2000 lebten beispielsweise sieben von elf InterviewpartnerInnen in Wohnungen, die SOS-Kinderdorf zur Verfügung stellte, oder hatten vor in den nächsten Monaten dort einzuziehen. Sie sehen das Angebot „Startwohnen“ sehr pragmatisch als eine Möglichkeit, Geld, das sonst in die „eigene“ Wohnung investiert werden müsste, zu sparen. Und Einzelnen erleichtert die „Startwohnung“, in der Nähe der Kinderdorffamilie bleiben, die gewohnte Umgebung Schritt für Schritt verlassen zu können.

Bei der letzten Fragebogenbefragung im Jahr 2003 werden zusätzlich finanzielle Unterstützungen bei Schulden und bei der Miete angegeben.

Einmal wird allerdings betont, dass Kinderdorf *„gar nichts zur Verfügung stellt, wenn man auszieht“*. (2000)

„Wenn du auf der Straße dann hockst, dann wird es ihnen [gemeint sind der Dorfleiter und die Nachbetreuung, Anm. I] auch egal sein. Schätze ich halt einmal.“ (2001)

„Und vom Kinderdorf selber, da braucht man auch nicht hingehen, weil da kriegt man sowieso nichts. Weil mir kommt es vor, wie wenn man drinnen gewohnt hat, und das war's.“ (2001)

In einem Fragebogenkommentar wurde angemerkt, dass man zwar viel Unterstützung bekommt, es aber lange brauche, bis man sie erhält. (2002)

➤ **Junge Leute vergleichen ihr Leben im Kinderdorf mit einem Leben zu Hause bei den Eltern, mit FreundInnen und MitschülerInnen.**

Gerade wenn es um Ressourcen geht, die SOS-Kinderdorf den jungen Leuten zur Verfügung stellt, vergleichen sie mit anderen von ihnen erfahrenen Lebenskontexten. Dann geht eine positive Einschätzung des Aufwachsens im Kinderdorf – wie wir auch in anderen Kapiteln beschreiben – oft mit einem deutlich negativen Bild vom Herkunftssystem einher.

Die schon erwähnte Unterstützung bei der Schulausbildung vergleichen die folgenden InterviewpartnerInnen mit dem, was ihnen bei den Eltern verwehrt geblieben wäre. Darüber hinaus schreiben beide dem Kinderdorf dafür, wie sie heute „da stehen“ und „nicht auf der Straße hocken“ eine wesentliche Bedeutung zu.

„Ja alles, wenn ich den, wenn ich bei meiner leiblichen Mama aufgewachsen wäre, hätte ich nicht einmal einen Hauptschulabschluss oder so. Ich denke mir halt so, dass sie es so weit gebracht haben, mich zu dem Endpunkt, halt mit 18, so hinstellen, wie ich jetzt bin, oder. Weil wenn das bei meinen leiblichen Eltern, das wäre nie gegangen, denke ich mir jetzt einmal so.“ (2001)

„Wenn ich bei meiner Mutter geblieben wäre, dann hätte ich grade mal Sonderschule gemacht, und wäre hinterher vielleicht auf der Straße gehockt, oder wäre arbeitslos, oder weiß Gott was. Da wäre ich bei Weitem nicht so weit. Von da her muss ich sagen, ähm, ohne Kinderdorf wäre das nie gegangen.“ (2001)

Andere vergleichen ihr Leben im Kinderdorf mit dem Lebensstandard von FreundInnen und MitschülerInnen:

„Mir geht es sicher besser als den meisten anderen. Also ich werde sogar beneidet teilweise drum. Um das große Haus erstens einmal, dann dass jeder sein eigenes Zimmer hat, und ja, die ganze Umgebung halt. Ja und auch dass ich wirklich jede Schule machen kann, die ich will, weil am Geld hängt es nicht, ...“ (2000)

➤ **Junge Leute verbinden mit Kinderdorf Heimat, ein Zuhause, Gemeinschaft und Familie.**

Auf die Frage „Was heißt denn das für dich, im Kinderdorf aufgewachsen zu sein?“, sagt ein/e InterviewpartnerIn:

„Es bedeutet mir, also heißen tut es eigentlich für mich einfach nicht das Kinderdorf, wie man es von außen immer sieht, sondern einfach ein ganz normales Dorf, mit vielen Kindern halt ... ich finde es einfach als meine Heimat und als mein Zuhause. Ich bin dort aufgewachsen.“ (2000)

Die Ferienwochen in Caldonazzo sind für eine/n andere/n junge/n Frau/Mann als besonders intensives Erlebnis haften geblieben und sie/er nennt Caldonazzo ihre/seine „zweite Heimat“ (2000).

Jungen Männern und Frauen, die in einer SOS-Kinderdorf-Familie aufgewachsen sind und eine wertschätzende, offene und förderliche Beziehung zu ihrer Kinderdorfmutter erlebt haben, fällt zu SOS-Kinderdorf und seiner Bedeutung für sie der familiäre Hintergrund sowie der Rückhalt und die Sicherheit, die die SOS-Kinderdorf-Mutter bietet, ein.

“Und das ist, glaube ich, auch das was man sich unter einem Kinderdorf vorstellen sollte. ... Eine große Gemeinschaft halt, aber jeder hat sein eigenes Haus und lebt wie eine normale Familie. ... Aber da in der Familie sind alle Geschwister also. ... Auch wenn wir anders hei-

ben, mit Nachnamen, also. Aber das sind meine Brüder und meine Geschwister, ... Und die B. ist die Mama und das passt. Und sie wird auch immer die Mama bleiben.“ (2000)

Auch in den Fragebögen merkt ein/e junge/r Erwachsene/r aus dem Kinderdorf an, dass die Familiengemeinschaft für ihn/sie eine besondere Bedeutung in Verbindung mit Kinderdorf habe. Von anderen werden Liebe und Zuneigung erwähnt, die man erhalten habe und nun an das eigene Kind weitergeben könne. Zudem wird festgehalten, dass der Rückhalt in der Kinderdorffamilie und die gute Erziehung, die sie dort bekommen haben, eine positive Bedeutung ausmache.

Es ist die Beziehung zwischen Kinderdorfmutter und fremduntergebrachtem Kind, die auch in der folgenden Erinnerung einer Interviewpartnerin einen wesentlichen Beitrag darstellt, die Lebensphase in der Kinderdorffamilie als sinnvoll und hilfreich zu bewerten:

„Kinderdorf verbindet für mich nicht nur was Schönes, die schöne Zeit ist mit meiner Mam, weil ich gewusst habe, ich habe jemanden, der mich beschützt, der für mich da ist, der horcht mir zu, der nimmt mich in den Arm, bei dem kann ich heulen, bei dem kann ich lachen. Da war alles da bei meiner Mam.“ (2001)

In den Interviews wird immer wieder betont, dass die Kinderdorfmutter die „eigentliche“ Mama ist („... sie ist ja wie eine echte Mama zu mir ...“, „... die Kinderdorfmutter ist für mich meine Mutter“ (2000), „Eine Mutter-Kind-Beziehung gibt’s zur Mama [= Kinderdorfmutter, Anm. I], nicht zur leiblichen.“ (2003))

Die Kinderdorfmutter ist zudem der Dreh- und Angelpunkt der Kinderdorffamilie. Auch nach einer sogenannten „Verselbständigung“ bleiben die jungen Erwachsenen zumindest zum Teil Familienmitglieder, werden „für die Nachwüchslers [...] zum großen Bruder“ (2003).

Die Erfahrungen mit der SOS-Kinderdorf-Mutter werden zum größten Teil sehr positiv geschildert:

„Wir haben eine gute Mutter gehabt. Wir haben nie Strafen gekriegt oder so. Wir sind nie gehauen worden von der Kinderdorfmutter, das hat es auch nie gegeben. Wir sind, also dementsprechend gut erzogen worden von der Kinderdorfmutter.“ (2000)

„Also ich habe eine strenge Kinderdorfmutter gehabt. Halt ich will jetzt nicht sagen, sie war zu streng. Ich meine es hat mir geholfen, und es war, also es war, sie war eine so wo gesagt hat, dass man am Abend daheim bleibt und nicht fortgeht.“ (2000)

Es gibt aber auch Ausnahmen mit sehr negativen Erfahrungen:

„Weil ich mein’, meine Kinderdorf mama was ich gehabt habe, die was uns so eingesperrt hat und geschlagen hat,...“ (2000)

Eine kritische Stimme zu dem immer wieder vermittelten Bild von der „großen SOS-Kinderdorf-Familie“ fällt uns in der Einschätzung einer/s Interviewpartners/in auf:

“... es wird zwar sehr geachtet, dass ... es wie Familien gehalten wird und dass ... man sagen kann, Kinderdorf ist wie eine Familie, nur man merkt es weder am Urlaub noch sonst irgendwo, dass es wie eine Familie läuft.“ (2000)

Ein positives Erleben der Zeit in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung und die aus heutiger Sicht positive Bewertung steht also meist in Verbindung mit emotionalen Bindungen zu Kinderdorfmüttern oder auch BetreuerInnen aus den Jugendeinrichtungen. Edina Normann schreibt dazu in ihrer Untersuchung, die der Frage nachgeht, wie Jugendliche den Prozess der Heimsozialisation erfahren und ihre Erfahrungen vom Standpunkt der heutigen Lebenssituation aus bewerten: *„In dem Maße, in dem es gelingt, emotionale Bindungen zu den Erziehern aufzu-*

bauen, wird die Heimzeit als sinnvolle und für die persönliche Weiterentwicklung entscheidende Lebenszeit bewertet.“³⁶

- **Mit der Jugendeinrichtung assoziieren junge Erwachsene eine Veränderung der Beziehung zu den Eltern, Schutz und Geborgenheit, die Entwicklung sozialer Kompetenzen und alltagspraktischer Fertigkeiten wie Putzen, Nähen, Kochen und Bankgeschäfte machen.**

In der Jugendeinrichtung konnte ein/e InterviewpartnerIn mehr Abstand zu seinen/ihreren Eltern bekommen, er/sie fand Schutz und Geborgenheit und das erwies sich als Chance, dass sich die Beziehung zwischen ihm/ihr und den Eltern verändern konnte:

„Also sehr gefördert hat mich auf jeden Fall das, dass ich da sein habe können. ... Und es waren alle für mich da. Auch die Jugendlichen. Und da habe ich auch Schutz gefunden und alles. Ja halt der Abstand was ich gehabt habe von den Eltern, der hat einfach irre gut getan.“ (2000)

Der/dieselbe junge Erwachsene meint ein Jahr später:

„Was sicher ein Grund war ist, dass ich jetzt viel besser mit den Eltern über alles reden kann. Weil das ist einfach, ich meine, wir haben da alle unsere Konflikte gehabt mit den Betreuern, aber ich weiß nicht, aber da bist du einfach nicht weitergekommen, wenn du es nicht gelöst hast. Ich meine, du wohnst da, und, und das ist einfach nicht so einfach da dann, oder?“ (2001)

Die jungen Menschen lernten, mit Regeln und Grenzen, vorgegeben von Erwachsenen und vereinbart zwischen Erwachsenen und Jugendlichen, umzugehen:

„Was noch gut war ist, dass sie auf mich geschaut haben. ... Und ja, du hast dich einfach nach den Regeln halten müssen.“ (2000)

Die wenigen negativen Erfahrungen, die die InterviewpartnerInnen beschreiben, sind beispielsweise solche mit der Teambzusammensetzung. Aus ihrer Sicht kann es schwierig sein, in einer Wohngemeinschaft mit mehreren Betreuungspersonen zu leben. Jede/r ist anders, die persönlichen Beziehungen sind vielfältig und unterschiedlich.

„... ja da ist der eine der lockere Typ und der andere ist wieder strenger. ... Und da musst halt schauen, wer ist da heute.“ (2000)

Ein junger Mann macht sich hinsichtlich einer ausgewogenen Besetzung eines pädagogischen Teams auch Gedanken zum Geschlechterverhältnis:

„... für mich wäre das besser gewesen, wenn man das gemischt hätte oder halt gleich viele Frauen und gleich viele Männer.“ (2000)

Zwei junge Leute merken kritisch an, dass es in einer Jugendeinrichtung MitarbeiterInnen, Erwachsene braucht, die auch einmal „streng“ sind und so die Jugendlichen bei ihren Vorhaben unterstützen und motivieren, wenn sie alleine ihre Ziele nicht oder nur schwer erreichen.

„Und da denke ich, in der Hinsicht gehört das irgendwie anders gemacht. ... dass da eigentlich die Erzieher mehr dahinter sind, dass der Jugendliche jetzt wirklich gescheit arbeiten geht, ... Und es gibt wirklich Leute, die nutzen das voll aus, dass sie arbeitslos sind. Die herinnen wohnen kriegen ihr Essensgeld und tun nichts dafür. Das finde ich, dass sie da eigentlich mehr machen sollten. Dass sie da mehr dahinter sein sollten.“ (2000)

³⁶ Normann, Edina: Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen, S. 141

➤ **Rückblickend bringen die jungen Leute die Bedeutung von Kinderdorffamilie und Wohngemeinschaft mit sozialen Kontakten und sozialen Fähigkeiten in Verbindung.**

Sie fühlen sich in ihrer Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit und in ihrer Kontaktfreudigkeit gefördert und betonen, in ihrer Kinderdorfzeit viele FreundInnen gewonnen zu haben. Das Zusammenleben verschiedenster Persönlichkeiten und Nationalitäten ermöglichte ihnen interkulturelles Lernen und förderte „Entwicklungen im Sozialen“.

➤ **Die jungen Erwachsenen denken bei SOS-Kinderdorf auch an Vorurteile, Stigmatisierungen und Mitleid.**

Während die jungen Menschen – zumindest wie wir es ihren Erzählungen entnehmen – keine Probleme damit haben, bei näherer Bekanntschaft auch davon zu erzählen, dass sie in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung aufgewachsen sind oder dort zeitweise gelebt haben, lassen ihre Äußerungen doch den Schluss zu, dass sie manchmal mit Vorurteilen konfrontiert sind. So sei bei Vorstellungsgesprächen schon eine gewisse Vorsicht geboten, meint eine/r der Befragten, da Chefs oft skeptisch gegenüber Heimkindern seien. Andere erzählen mit Stolz und Genugtuung, dass es ihnen gelungen sei, Bekannten oder FreundInnen gegenüber deutlich zu machen, wie Kinderdorf „wirklich“ sei.

Vorurteile gegenüber jungen Menschen, die in einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung leben, scheinen sich auch zu verändern. So berichtet ein/e InterviewpartnerIn, dass sich Kinder in seiner/ihrer Einrichtung heute wieder dafür schämen würden, Kinderdorfkinder zu sein, was vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen sei.

Grundsätzlich werden Vorurteile aber hauptsächlich als Mangel an Information bzw. als Fehlinformation artikuliert.

Es kommt allerdings auch vor, dass junge Erwachsene – außer im engsten Familienkreis – den Umstand, in einem Kinderdorf aufgewachsen zu sein, verschweigen. Diesen Kommentar hält ein/e junge/r Erwachsene/r im letzten Fragebogen fest. Er/sie begründet das Verschweigen damit, dass er/sie als Kinderdorfkind bei den Menschen Mitleid auslöse und dieses Mitleid „*ungemein nerve*“.

„Und für mich ist Familie, wenn man zusammenhält, und nicht einfach so weil man jetzt da verwandt ist, so blutsverwandt ist. Das ist eigentlich das Unwichtigste.“ (2000)

„Eine einheitliche Definition [von Familie, Anm. Verf.] gibt es nicht mehr, die ist im Rhythmus der Trennungen und Neuverbindungen irgendwo untergegangen. Statt dessen hat jetzt jeder der Beteiligten seine eigene Definition, wer zu seiner/ihrer Familie gehört: Jeder lebt seine eigene Version der Patchwork-Familie.“ (Beck-Gernsheim, S. 48)

Leben mit zwei Familiensystemen

Auch wenn sich die von uns befragten jungen Männer und Frauen in ihren Werthaltungen, Prioritätensetzungen oder Zukunftsplänen nicht von anderen jungen Erwachsenen unterscheiden, gibt es doch einen deutlichen Unterschied insbesondere zwischen den jungen Leuten, die in einer SOS-Kinderdorf-Familie, und jenen, die in ihrem Herkunftssystem groß geworden sind: der Bezug zu zwei Familiensystemen. Aber auch bei jenen jungen Menschen, die direkt in die Jugendeinrichtung aufgenommen worden sind, ist der Bezug zu zwei Systemen, d.h. zur Herkunftsfamilie und zur Jugendwohngemeinschaft, ein wesentlicher Bereich. Die Bezüge zwischen SOS-Kinderdorf und Herkunftsfamilie kristallisierten sich folglich in den Gesprächen als ein zentrales Thema heraus.

Wie beschreiben die jungen Erwachsenen ihre Beziehungen zum Herkunftssystem?

Wie die jungen Frauen und Männer ihre Beziehungen zum Herkunftssystem in den drei Interviewsequenzen beschreiben, unterscheidet sich im Zeitraum von drei Jahren relativ wenig. In den Gesprächen schildern sie das Verhältnis zu den leiblichen Eltern – mit wenigen Ausnahmen – eher distanziert und ihre Haltung ihnen gegenüber eher ablehnend. Die Kontakte waren meist lose und manchmal gab es gar keine Begegnungen mit leiblichen Eltern. In allen drei Interviewphasen werden immer wieder Beziehungsabbrüche zu Vätern, Müttern und Geschwistern³⁷, thematisiert.

Den Verlauf der Beziehung bis zum derzeitigen Abbruch beschreibt ein/e InterviewpartnerIn mit ständig wechselnder Intensität und immer wiederkehrenden Brüchen.

„Ich hab einmal eine Zeit lang mit meiner leiblichen Mutter Kontakt gehabt, aber das ist dann auch abgebrochen wieder. Also das war immer schon so. Da haben wir mal Kontakt gehabt, und dann ist es auf einmal wieder abgebrochen, hat sie sich gar nicht mehr gemeldet und, es ist immer ein sehr eigenartiger Kontakt, [...] . Und drum hab ich dann auch gesagt, nein, ich bin mein Leben lang ohne sie ausgekommen, ich brauch sie nicht unbedingt.“ (2003)

³⁷ Die jungen Menschen erzählen ebenso von Brüchen in der SOS-Kinderdorf-Familie, die sie je nach Kontext als schmerzliche Trennung, als Unterstützung und wohlthuend erfahren: So geht z.B. eine Kinderdorfmutter in Pension und der/die Jugendliche wechselt ins Jugendhaus, weil er/sie nicht mit einer anderen Kinderdorfmutter „neu beginnen“ möchte. Eine andere Kinderdorfmutter, die physisch misshandelt, muss gehen, die Kinder wachsen bei einer neuen Kinderdorfmutter auf. (S. dazu auch das Kapitel „Die Bedeutung von SOS-Kinderdorf für die jungen Erwachsenen“.)

Ein möglicher Zusammenhang könnte darin bestehen, dass der/die junge Erwachsene bereits als Kleinkind ins Kinderdorf gekommen ist. Heute beschreibt er/sie die Kinderdorfmutter als die „Mutter von Anfang an“.

„Weil ich war 2 Jahre, wie ich zu meiner Kinderdorfmutter gekommen bin, und das war einfach meine Mutter, von Anfang an. Und ich hätte die leiblichen Eltern nie als Vater und Mutter angesehen, das wär' einfach nicht gegangen. Weil ich, weil ich, weil der Bezug einfach fehlt.“ (2003)

Ähnlich wechselhaft und uneinschätzbar wird die Beziehung zum Vater beschrieben.

„Der Vater hat mich anfangs öfter besucht. Und dann hat er sich auch, von einem Tag auf den anderen, acht Jahre lang nicht mehr gemeldet. Und dann auf einmal ist das schön langsam wieder gekommen. Und dann ist der Kontakt auch wieder total abgebrochen.“ (2003)

Ein/e InterviewpartnerIn, die/der ein Jahr in der Jugendwohngemeinschaft verbracht hat und nach dem Auszug wieder in das Herkunftssystem zurückgekehrt ist, beschreibt in den drei Gesprächssequenzen, wie sich sein/ihr Verhältnis zu den Eltern zunehmend positiv entwickelt hat. Er/sie führt das auf den Abstand zurück, den er/sie und die Eltern während der Zeit in der Wohngemeinschaft hatten. Der Aufenthalt in der Jugendwohngemeinschaft entlastete die Familiensituation, wodurch beide Seiten Zeit und Raum bekamen, ihre Rollen und Beziehungen zu klären.

„Also der Kontakt zu den Eltern ist, der wird immer besser, kann ich sagen. Also so ein guter Kontakt seit ich von der WG wieder nach Hause gezogen bin, ich hatte nie, vorher nie so einen guten Kontakt zu den Eltern. Dass ich mit den Eltern reden konnte, das gab es vorher nicht. [...] Also viel besser könnte ich mir den Kontakt zu der Familie nicht vorstellen.“

„[...] dass man mal einen Abstand voneinander hat, und jeder mal Zeit hat zum Nachdenken. Und jeder mal vielleicht sieht, wie es ohne, ohne dem anderen, ohne dem anderen ist.“ (2003)

Beziehungen zu Vätern

Die Kontakte zu den Vätern sind über die Jahre eher weniger geworden. Zwei unserer GesprächspartnerInnen beschreiben, dass sie ihre Väter seltener sehen, nachdem diese sich von ihren Partnerinnen getrennt haben. Möglicherweise war es die – unausgesprochene, traditionelle – Aufgabe der Lebensgefährtin, sich um das Aufrechterhalten der Beziehungen zu den Kindern zu kümmern. Die Begegnungen mit den Vätern scheinen insgesamt wechselhaft, nicht planbar, eher zufällig und sporadisch zu sein.

So hat beispielsweise F. nach seinem/ihrer Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung vom Vater viel Unterstützung bei Ämtergängen bekommen und dieser hat ihn/sie immer wieder mit Lebensmitteln versorgt. Aus diesem guten Verhältnis zum Vater wurde ein:

„[...] er meldet sich selten, alle zwei, drei Monate einmal, vielleicht dass er kurz anruft oder was. Aber, sonst eigentlich nicht mehr, nein. [...], das ist ganz komisch, weil es ist jetzt echt einmal so lange gut gegangen, und er ist auch oft kommen und alles, [...]. Es war richtig nett.“ (2003)

In diesem Zusammenhang erinnert sich F. an früher:

„Beim Papa war es so, wenn er gesagt hat, er kommt, und an dem Wochenende nicht gerade ein Formel 1 im Fernseher gelaufen ist, dann ist er gekommen, und ist es gelaufen und er hat gesagt, er kommt, dann ist er nicht gekommen. Also wir haben oft, umsonst uns gefreut, sagen wir mal so.“ (2003)

Jene jungen Erwachsenen, die inzwischen oder zur Zeit ihre Väter nicht mehr sehen bzw. den Vater nie kennen gelernt haben, sagen:

Es sei *„einfach mehr oder weniger egal“*.

„Ich muss sagen, wo ich dann die Adresse gehabt habe, und den Namen, dann war einfach, mir einfach, einfach, ja, hat es mir gereicht. Weil, ich erwarte nicht von ihm, dass er da weiß Gott plötzlich Vatergefühle entwickelt, nach 20 Jahren [...] und ich erwarte nicht, dass er sich plötzlich meldet und plötzlich sagt, mei, ich hab dich schon lange vermisst und hab dich gesucht und so. [...] Ich bin ihm eigentlich egal, weil er hat noch mal vier Kinder irgendwo.“

Eine/r meint zum Vater aber auch:

„[Mir geht es damit, Anm. I] nicht gut, weil ich doch an meinem Papa hänge.“ (2003)

Beziehungen zu Müttern

Das Verhältnis zu den Müttern scheint bei Einzelnen schlechter zu sein als jenes zu den Vätern.

„Mit meiner leiblichen Mama habe ich keinen Kontakt mehr, überhaupt nicht mehr. [...] Viel mehr treffe ich mich jetzt mit meinem Vater. Mit dem treffe ich mich regelmäßig. Wir telefonieren auch regelmäßig.“ (2001)

In Bezeichnungen wie „die Andere“ dürfte auch eine Abwertung der leiblichen Mutter mitschwingen:

„Die Andere [d.i. die leibliche Mutter, Anm. I] hat mich zwar geboren, aber mit der kann ich nicht viel anfangen. [...] Ja, man hört sich einmal, oder. [...] das läuft da irgendwie so weiter, wie es immer gelaufen ist.“ (2001)

Zwischen dem/der jungen Erwachsenen und der Mutter besteht zwar die Verbindung qua Geburt, darüber hinaus scheint sich aber kein weiterer Bezug entwickelt zu haben.

Andere InterviewpartnerInnen beschreiben die Beziehungen zu den Müttern als „ganz gutes Verhältnis“, als „wissen, dass es meine Mama ist“ oder mit „ein paar Telefonaten im Jahr“ (2003). Ein/e weitere/r InterviewpartnerIn meint:

„Und meine Mutter ist einfach, ja, meine Mutter, sag ich mal. Nein einfach, ich hab mit der schon immer ein komisches Verhältnis gehabt. Also ich habe mich nie erinnern können, dass es normal gewesen wäre. [...] am Anfang, wo ich ins Dorf gekommen bin, ist sie viel gekommen [...]. Und dann ist es immer weniger und weniger geworden. [...], ist dann viel schief gelaufen, [...], Versprechungen sind gemacht worden und nicht eingehalten und Besuche, einfach nicht gekommen und. [...], hab ich mir gedacht, nein, ich will nicht mehr und, ich mag im Moment einfach nicht mehr, hat sie akzeptiert. [...] Wir telefonieren zwar ab und zu, so alle drei Monate vielleicht ein Mal, aber es ist so ganz, eigenartig, ich weiß nicht. Also mir kommt vor, sie, ich bin zwar noch ihre Tochter, aber sie hat keinen Bezug zu mir.“ (2003)

Die Qualität der Beziehungen

Wie Mütter und Väter und ihre Töchter und Söhne die Beziehungen zueinander gestalten – ob distanziert, sporadisch, wertschätzend, neugierig, interessiert, verbunden mit Gefühlen von Angst, Enttäuschung, Verletzung, Kränkung, Konkurrenz, Abhängigkeit o.ä. hat seine Vorgeschichte und steht in Zusammenhang mit Erfahrungen und Erlebnissen der Erwachsenen wie der Kinder.

Kinder, die fremduntergebracht werden, kommen häufig aus chaotischen Familienstrukturen. Manche haben keine ausreichende Versorgung, andere wiederum Gewalt, Angst oder Einsamkeit erlebt. Abhängig vom Bedürfnis des Kindes, dem Ziel der Fremdunterbringung, dem Anliegen der Eltern, den Rahmenbedingungen von SOS-Kinderdorf kann die Kinderdorffamilie (ebenso wie eine Pflegefamilie) eine Alternative zur eigenen Familie sein. Kinder und Ju-

gendliche sind im Verlauf ihrer langfristigen Fremdunterbringung möglicherweise mit Widersprüchlichkeiten in Bezug auf ihre Rolle und ihren Status in der Kinderdorffamilie konfrontiert. Sie sind verletzt und enttäuscht, von den eigenen Eltern weggeben worden zu sein, sie schreiben sich selber die Schuld zu, dass sie nicht länger zu Hause wohnen bleiben konnten und fühlen sich den Eltern gegenüber loyal. Die Beziehung zur Kinderdorfmutter kann in Konkurrenz zur Bindung an die eigenen Eltern stehen. Manchmal entscheiden sich Kinder und Jugendliche dann für die eine und gegen die andere Familie, wie Irmela Wiemann das im Zusammenhang von Pflegekindern in Pflegefamilien beschreibt:

„Selbst Jugendliche setzen sich häufig unter den Zwang, sich für die eine und gegen die andere Familie zu entscheiden, um wieder „Ordnung“ in ihr Leben zu bringen. Dazu vergleicht das Pflegekind seine Pflegefamilie mit der eigenen Familie und begreift, dass seine Eltern vieles nicht leisten können, was für die Pflegeeltern selbstverständlich ist. Dies erlebt das Kind als Niederlage.“³⁸

Professionelle BegleiterInnen sind – wie wir im Folgenden noch ausführen – gefordert, bei der (Neu-)Bewertung und Klärung der Beziehung zu den Eltern Hilfestellung zu leisten.

Welche Rolle spielen Mütter und Väter für die jungen Erwachsenen?

➤ **„Bei den leiblichen Eltern wäre das nie so gut gegangen.“ – Herkunftssystem und SOS-Kinderdorf im Vergleich**

Als wir die jungen Leute in unserem ersten Gespräch nach der Bedeutung von SOS-Kinderdorf für ihr Leben fragten, verglichen Einzelne von ihnen die Kinderdorffamilie mit ihrer Herkunftsfamilie.³⁹ Beispielsweise erläuterten sie die Bedeutung von SOS-Kinderdorf, indem sie auf den Lebensstandard, den sie bei ihren Eltern kennen gelernt haben oder vermuten, verwiesen:

„Es bedeutet mir sehr viel eigentlich. Weil wenn ich so überlege, wenn ich bei meinen leiblichen Eltern weitergelebt hätte, dann würde es mir sicher nicht so gut gehen wie im Kinderdorf. Weil da hat man alles, was man braucht, und bei den leiblichen Eltern hätte ich das, da wäre das nie so gut gegangen.“ (2000)

Oder sie nehmen für sich selbst einen Lebensweg an, der sie in die Illegalität und an den Rand der Gesellschaft geführt hätte, wenn sie nicht im Kinderdorf aufgewachsen wären:

„Ja Gott sei Dank bin ich dort aufgewachsen. Sonst täte ich jetzt wahrscheinlich auch schon im Häfen sitzen, wenn ich beim Vater wäre.“ (2000)

Auffällig ist, dass Eltern vor allem dann zur Sprache kommen, wenn es um eine positive Bewertung von SOS-Kinderdorf geht, wenn es um die Chancen geht, die SOS-Kinderdorf den Jugendlichen gegeben hat.

Deutlich zum Ausdruck kommt die Abwertung der Eltern in Formulierungen wie:

„... mit meiner leiblichen Mutter möchte ich auch nichts zu tun haben.“

„Mein Vater taugt auch nichts.“

„Und der kann mir, der kann auch irgendwo bleiben.“ (2000)

Bei jener/m jungen Erwachsenen, der/die mit der Mutter nichts zu tun haben möchte und dessen/deren Vater aus seiner/ihrer Sicht nichts taugt, fällt uns auf, dass die Beziehung zu den Eltern als sich abgrenzend und die Beziehung zur Kinderdorfmutter sehr intensiv und nahe beschrieben wird.

³⁸ Wiemann, Irmela: Familienpflege als Hilfe zur Erziehung, S. 229f

³⁹ S. dazu auch das Kapitel „Die Bedeutung von SOS-Kinderdorf für die jungen Erwachsenen“.

Einzelne junge Männer und Frauen differenzieren in ihrem Vergleich zwischen SOS-Kinderdorf und Herkunftssystem sehr genau zwischen der biologischen Beziehung zum Vater und zur Mutter und der sozialen Beziehung zur Kinderdorfmutter. Sie anerkennen die biologische Funktion und somit die Eltern als „leibliche“ Eltern, auch wenn für sie der Vater beispielsweise „[...] einfach, ja, Erzeuger, sag ich mal, mehr nicht“ (2003) ist. Andere vermitteln diese biologische Rolle, indem sie von einer sozialen Vater- oder Mutterrolle abgrenzen:

„[...] halt für mich ist es schwer, ihn als Vater zu sehen“ (2003)

„Sagen wir so, ich weiß, sie hat mich auf die Welt gebracht, und ich weiß, es war nicht leicht für sie und alles.“ (2003)

In dieser wie in der folgenden Aussage spielt auch ein Verständnis für die Lebenssituation der Mutter mit herein und eine Ankererkennung dafür, mit der Unterbringung im Kinderdorf eine Alternative ermöglicht zu haben:

„Ich hab zwar auch jetzt nicht grad eine Bilderbuchmama gehabt, aber, sie hat es halt so gut gemacht, wie sie können hat. Und ich bin ihr auch nicht böse, dass es so gelaufen ist. Sie hat mich immerhin ins Kinderdorf getan und nicht irgendwo verwahrlosen lassen oder so.“ (2003)

Auffallend ist dennoch eine häufig polarisierende Wahrnehmung von „gutem Kinderdorf“ und „schlechtem Elternhaus“. Diese führt uns zurück zu den oben beschriebenen Widersprüchlichkeiten in Bezug auf die Rolle in der „neuen“ Familie und die Wurzeln zum Herkunftssystem. Dass Eltern zum einen vieles nicht leisten konnten, sie ihren Kindern aber manchmal auch nicht zugestehen, in einer anderen Familie groß zu werden, macht das Leben mit zwei Familiensystemen nicht unkomplizierter. Zudem wird den Herkunftseltern von Kinderdorfmüttern und SOS-Kinderdorf-MitarbeiterInnen auch nicht immer der angemessene Platz eingeräumt, der es ermöglicht, Bindungen aufrecht zu erhalten, sich mit der Familiengeschichte auseinanderzusetzen, sich mit Herkunft und Wurzeln zu beschäftigen. Wir nehmen an, dass auch diese Erfahrungen zu einer Auf- und Abwertung der beiden Familiensysteme sowie zu einer Abgrenzung zum Herkunftssystem beitragen.⁴⁰

➤ „Wenn ich von der Mama und der Mutti rede“ – die Rolle der leiblichen Mutter im Vergleich zur Rolle der Kinderdorfmutter

Wie wir auch im Kapitel zur Bedeutung von SOS-Kinderdorf beschreiben, ist für junge Leute aus Kinderdorffamilien die Kinderdorfmutter häufig jene „Mutter“, zu der es eine „Mutter-Kind-Beziehung“ gibt, die „wie eine echte Mama“ ist. Die leibliche Mutter kann die Rolle der Freundin bekommen: „[...] weil es einfach nicht ist wie Tochter – Mutter, sondern ja, Freundschaft“ (2003) oder ihr wird die Rolle einer Frau zugeordnet, die außerhalb eines familiären Zusammenhanges steht und möglicherweise eine eher neutrale Position einnimmt wie

⁴⁰ Regina Wintersperger beschreibt, welche Herausforderungen sich in diesem Kontext den SOS-Kinderdorf-Müttern stellen: „Dies bedeutet einerseits, dass die SOS-Kinderdorfmutter um die ‚Kraft des Lebens‘ durch die Herkunft des Kindes Bescheid weiß und dass sie anerkennt, dass sich im Kind Vater und Mutter ‚zeigen‘. Andererseits kennt sie auch die Sehnsucht eines Kindes nach Schutz, Sicherheit, Halt und Geborgenheit und das Bedürfnis, auf dieser Welt willkommen zu sein. [...] SOS-Kinderdorfmütter können aufgrund unterschiedlicher Wirklichkeiten verleitet sein, sich als die bessere Mutter zu fühlen. Wird die leibliche Mutter abgewertet, hat dies zur Folge, dass sich das Kind als minderwertig erlebt. Oder sie lässt sich dazu verleiten, die Herkunft und die Geschichte des Kindes zu verschweigen, indem sie glaubt, ihm sein Schicksal nicht zumuten zu können. Dies hätte zur Folge, dass sich ein Kind von seinen Wurzeln abgeschnitten fühlt, ein Suchender bleibt und nicht ankommen kann.“ (Wintersperger, Regina: Fremd aufgewachsen – tief im Herzen zu Hause, Leben lernen mit zwei Familiensystemen, S. 80)

in der Aussage: „[...] ich hab zu ihr nie Mama gesagt, immer mit Vornamen angeredet“ (2003).

Während ein/e InterviewpartnerIn sich vehement für eine Mutter ausspricht, indem er/sie meint: „[...] ich denke, was soll das, ich hab eine [Mutter, d.h. Kinderdorfmutter, Anm. I], ich brauch nicht noch mal eine“, findet ein/e andere/r InterviewpartnerIn einen eigenen kreativen Umgang mit der Differenzierung von Kinderdorfmutter und leiblicher Mutter und stellt die beiden – zumindest in Bezug auf die Bezeichnung – nebeneinander:

„Und sie [z.B. FreundInnen oder Bekannte, Anm. I] wissen auch heute, wenn ich von der Mama rede, dass ich von der Kinderdorfmama rede. Wenn ich von der Mutti rede, dann red' ich von der leiblichen Mutter. Da wird auch nicht mehr gefragt, meinst du jetzt deine Kinderdorfmama oder deine leibliche Mama? Die wissen das schon.“ (2003)

Wo verorten sich die jungen Menschen?

Die Beziehungen zu den Eltern gestalten sich – zusammenfassend – nach ungefähr drei Jahren nach Kinderdorffamilie und Wohngemeinschaft meist recht lose. Mit Familie verbinden die GesprächspartnerInnen, die im Kinderdorf aufgewachsen sind, als erstes ihre Kinderdorffamilie. Bestimmend dafür, was als Familie erlebt wird, sind die sozialen Beziehungen und emotionalen Bindungen. Die jungen Erwachsenen erzählen uns in diesem Zusammenhang auch von ihren Geschwistern, die mit ihnen in der Kinderdorffamilie aufgewachsen sind. Die Verbindungen haben sich – abhängig von der Entfernung der jeweiligen Wohnorte, abhängig davon wie gebunden oder ungebunden die Geschwister sind – nach dem Auszug aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung nochmals intensiviert, zu einem regelmäßigen Kontakt eingependelt oder die jungen Leute vermitteln das Gefühl, dass es einfach gut tut, die Geschwister als Rückhalt zu spüren.

Wie erlebten die jungen Erwachsenen die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem?

„Und erst wenn die Pflegeeltern diesen leiblichen Eltern, so wie sie sind, einen Platz eingeräumt haben, ein Prozess, der auch mit Trauer und Schmerz einhergeht, geht es Kindern in Pflegefamilien gut.“⁴¹

Zusammenarbeit mit den Angehörigen oder „Elternarbeit“ im Sinne von direktem oder indirektem Miteinbeziehen der Eltern in den Lebenszusammenhang des Kindes ist heute selbstverständlicher Bestandteil der pädagogischen Praxis in Einrichtungen der Fremdunterbringung. Diese haben es inzwischen mit einem erweiterten „Auftrag“ zu tun, in ihrer pädagogischen Arbeit mitzudenken, dass Kinder und Jugendliche Bezüge zu Eltern und anderen Mitgliedern des Herkunftssystems haben. Die Aufgabe von SozialpädagogInnen und Kinderdorfmüttern ist es – je nach Bedarf, Situation und Kontext – Kinder und Jugendliche bei der Klärung ihrer Beziehungen zum Herkunftssystem zu unterstützen, sich für ihre Familiengeschichte zu interessieren, Bindungen zu achten, den Kontakt aufrechtzuerhalten bzw. versuchen ihn anzubahnen, Eltern zu informieren, sie miteinzubeziehen, ihr Vertrauen zu fördern.

Erfahrungen zeigen, dass gelingende Zusammenarbeit mit den Eltern die Chancen einer gelingenden Sozialpädagogik verbessert.⁴² Wird das Herkunftssystem tabuisiert, geht die Integ-

⁴¹ Wiemann, Irmela: Zusammenleben mit seelisch verletzten Kindern, S. 5

ration in die Kinderdorffamilie oder Wohngruppe auf Kosten der eigenen Herkunft. Werden Eltern nicht beteiligt, Mütter und Väter auf eine Statistenrolle reduziert, werden sie belehrt, wie sie sich zu verhalten haben, und wird ihnen Versagen und Inkompetenz zugeschrieben, wie sollen sie dann den neuen Lebensort für ihr Kind akzeptieren?

SOS-Kinderdorf definiert die „Zusammenarbeit mit den Angehörigen“ als einen Qualitätsstandard in der Pädagogik:

als „[...] das direkte und indirekte Einbeziehen des Herkunftssystems (externen Bezugssystems) in die pädagogische Praxis, um den gesetzlichen Auftrag zu erfüllen, die Erziehungsarbeit und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder/Jugendlichen zu unterstützen, spezifischen Problemstellungen vorzubeugen oder sie zu bearbeiten und ganz einfach vorhandene Ressourcen zu nutzen. [...] Die Eltern haben als erste Bezugspersonen für die Identitätsbildung ihrer Kinder einen einmaligen Stellenwert, den wir im SOS-Kinderdorf anerkennen, wichtige Beziehungen werden gefördert und unbedingt aufrecht erhalten. [...] Für den direkten, aktuellen Kontakt sind konstruktive Zusammenarbeit und die Rollen- und Beziehungsklärung zwischen Kind/Jugendlichen, SOS-Kinderdorf-Mutter/BetreuerIn, Eltern (Angehörigen) und SozialarbeiterIn von besonderer Bedeutung. [...]“⁴³

Unsere GesprächspartnerInnen haben in den Jahren, die sie im Kinderdorf und/oder in der Jugendeinrichtung verbracht haben, beobachtend (beispielsweise in Bezug auf die Eltern der Hausgeschwister) und aus eigener Betroffenheit (in Bezug auf die eigenen Eltern) erlebt, wie Eltern direkt und indirekt in die pädagogische Praxis einbezogen worden sind.

In unseren ersten Gesprächen im Jahr 2000 entstand für uns der Eindruck, dass die jungen Menschen bei ihren Kontakten zu den Herkunftseltern, bei ihrer Recherche nach Geschwistern und Halbgeschwistern ziemlich auf sich gestellt sind. In ihren Äußerungen tauchen keine Anhaltspunkte für eine systematischere Biographiearbeit auf und keine dafür, dass SOS-Kinderdorf-MitarbeiterInnen hier aktiv und unterstützend mitwirken.

Deshalb fragten wir die jungen Erwachsenen beim letzten Gespräch im Jahr 2003 konkret, wie sie die Zusammenarbeit, den Umgang, die Kontakte zwischen SOS-Kinderdorf, also der Kinderdorfmutter, dem Dorfleiter, dem/der BezugsbetreuerIn, dem Jugendhausleiter, und der Herkunftsfamilie erlebt haben.

Die Wahrnehmungen, die Erinnerungen der jungen Menschen, die wiederum wir den Interviews entnommen und aus diesen ausgewählt haben, beschreiben einen Blickwinkel auf die Arbeit von SOS-Kinderdorf im Kontext Herkunftssystem. Andere Sichtweisen zu recherchieren, wie z.B. jene von SOS-Kinderdorf-MitarbeiterInnen, der Organisation SOS-Kinderdorf, des Herkunftssystems sowie der Jugendwohlfahrt sind aus unserer Sicht Themen für weitere Forschungsvorhaben.

➤ **„Sie waren einfach positiv eingestellt zu den Eltern“ – SOS-Kinderdorf wird eine wohlwollende Haltung zugeschrieben**

Grundsätzlich hören wir aus den Erinnerungen der jungen Menschen beim dritten Gespräch eine wohlwollende Haltung des SOS-Kinderdorfes gegenüber den Eltern heraus. Viel mehr als noch vor drei Jahren thematisieren sie eine Unterstützung durch SOS-Kinderdorf. Sie er-

⁴² „Die Erfahrung zeigt, dass jene Mütter oder Väter ihren Kindern am ehesten gönnen, in einer anderen Familie groß zu werden, die von den Pflegeeltern miteinbezogen und trotz ihrer Schwächen und Grenzen geachtet werden.“ (Wiemann, Irmela: Familienpflege als Hilfe zur Erziehung, S. 232)

⁴³ SOS-Kinderdorf Intranet, Qualitätsstandards, Pädagogik, 15.12.2003

wählen Dorfleiter, Kinderdorfmütter, einmal einen pädagogischen Mitarbeiter und SozialpädagogInnen, die Kontakte zu den Eltern herstellten, den Aufenthalt der Eltern recherchierten, bei der biographischen Spurensuche unterstützten, die Kinder und Jugendlichen zu den Eltern begleiteten, die Eltern in der Kinderdorffamilie empfingen, telefonische Verbindungen aufrecht hielten.

„I: Wann hast du ihn [den Vater, Anm. I] denn zum ersten Mal gesehen? [...]

X: Das sind jetzt acht Jahre her.

I: Hat er da Kontakt zu dir aufgenommen?

X: Nein, den haben wir, also halt, wir, wir, mit dem Dorfleiter. Der hat das in die Wege, halt wir sind zu ihm und haben gesagt, wir wollen unseren Vater kennen lernen. Und dann hat er das gemacht, also halt.“ (2003)

„Die Mama war immer so die Vermittlerin quasi zwischen mir und meiner Mutter, weil es war dann, wo ich mit ihr dann nicht mehr geredet habe, [...], sie hat mit ihr generell auch viel Kontakt gehabt [...]. Der Dorfleiter auch, der hat auch viel, hat meine Mama auch gut gekannt [...], mir ist vorgekommen, sie waren einfach positiv eingestellt zu den Eltern und ermöglichten so viel sie können.“ (2003)

➤ **„Eigentlich hat gar keiner Kontakt zu den leiblichen Eltern gehabt“ – der Wunsch nach mehr Begleitung**

Die unterstützende Haltung des SOS-Kinderdorfes in Bezug auf das Herkunftssystem sagt noch nichts über einen tatsächlichen Kontakt der jungen Erwachsenen zu ihren Eltern aus. Wie oben bereits beschrieben hatte der größere Teil unserer GesprächspartnerInnen während der Zeit in der Kinderdorffamilie oder in der Jugendwohngemeinschaft wenig oder zum Teil gar keinen persönlichen Kontakt zu den Müttern und Vätern.

In einzelnen Aussagen schwingt dabei auch mit, dass sich die jungen Leute eine Begleitung gewünscht hätten, um mit ihren Eltern überhaupt wieder in Kontakt kommen zu können.

„Und im Jugendhaus eigentlich, hat gar keiner Kontakt zu den leiblichen Eltern gehabt. [...] weil das, das überlassen sie dann den Jugendlichen selber, ob sie Kontakt haben wollen oder nicht. Und meistens ist es so, dass gar kein Kontakt da ist.“ (2003)

Andere sehen in der Entscheidung, Kontakt aufzunehmen oder nicht, auch ihre Eigenverantwortung. Dabei wird allerdings differenziert zwischen jungen und älteren Jugendlichen.

„Ich meine, wenn man älter ist, dann kann man sich es ja selbst entscheiden, ob man das will oder nicht.“ (2003)

Auch hier lässt sich vermuten, dass der/die InterviewpartnerIn sich als junge/r Jugendliche/r eine Vermittlung zwischen ihm/ihr und den Eltern gewünscht hätte.

Einmal wird auch deutlicher formuliert, dass Kinderdorf den Kontakt zu den Eltern nicht gefördert hat:

„Ja, ich glaub, auf der einen Seite ist mir das so vorgekommen, du kommst als Kind ins Kinderdorf, und da tut man dich irgendwie von den Eltern, also die haben dich hergegeben, und jetzt bist du bei uns, und, also halt so ist mir das vorgekommen. Dass man eher schaut, dass da der Kontakt nicht so groß wird, oder halt.“ (2003)

➤ **„Sie hat immer gesagt, die Kinderdorfmutter hat uns ihr weggenommen“ – Besuche von leiblichen Müttern werden als Spannungsfeld erlebt**

Wenn die jungen Frauen und Männer von Treffen insbesondere mit ihren Müttern erzählen, beschreiben sie häufig Polarisierungen zwischen Kinderdorfmutter und biologischer Mutter, zwischen der Mutter, die es „geschafft hat“ mit fünf, sechs Kindern, und der Mutter, die es „nicht geschafft hat“. Sie definieren die Kinderdorfmutter oft als die „eigentliche“ Mutter, zu der sie eine Beziehung und emotionale Bindung haben, und kommen mitunter in einen Loyalitätskonflikt.

„[...] wenn sie auf Besuch war, hab ich nicht gewusst, zu wem soll ich jetzt Mama sagen. Weil wenn ich [...] zur Kinderdorfmama Mama gesagt habe, war sie beleidigt, und ich kann nicht plötzlich zu meiner Kinderdorfmutter Josefine [Name geändert] anfangen, weil sie da ist. [...], die zwei sind schon gut ausgekommen und so. Sie hat auch gesagt, sie ist froh, dass, dass ich da wohnen kann, dass sie mir da quasi eine Mutter gibt und so, weil sie ja, bei, bei ihr geht das nicht, aber, [...], man hat schon gemerkt, dass es ihr dann nicht gleich ist, dass es da, plötzlich das Kind, ihr eigenes Kind zu einer fremden Frau, praktisch seine Mutter, Mama sagt und so.“ (2003)

„[...] wie ich Kontakt zu meiner leiblichen Mutter gehabt habe, hat sie immer gesagt, ja, und die Kinderdorfmutter hat uns ihr weggenommen und wir, wir haben keinen Kontakt haben dürfen. Und solche Geschichten. Eben weil, weil sie es nicht geschafft hat und sich irgendwie aus der Situation rausreden wollte.“ (2003)

„[...] ich mein, sie hat ja die Mutterrolle übernommen für uns. Oder halt das tut ja jede Mutter im Kinderdorf. Und dann wenn sie [die leibliche Mutter, Anm. I] da war, also, hat sie es nicht hergegeben.“ (2003)

Ein/e InterviewpartnerIn scheint sich dezidiert für ihre Kinderdorfmutter als Mutter entschieden zu haben. Dass die Kinderdorfmutter es als ihre Aufgabe sieht, Kontakte zu den Eltern über Telefonate zu halten und diese somit auch miteinzubeziehen, dürfte für diese beiden Familiensysteme angemessen gewesen sein.

„Ich hab mit ihr [der Kinderdorfmutter, Anm. I] da eigentlich nie so drüber [über die Telefonate der Kinderdorfmutter mit Vater und Mutter, Anm. I] geredet, weiß auch nicht. Ich hab mich eigentlich nie so wirklich dafür interessiert. Weil ich hab dann sie gehabt einfach, und sie war wie meine leibliche Mutter.“ (2003)

Ein/e andere/r InterviewpartnerIn betont, wie wichtig ihm/ihr der Kontakt zu den Eltern war, auch wenn die Besuchssituation selbst „verkrampft“ und vermutlich eine Herausforderung sowohl für die Kinder und Jugendlichen als auch für die Kinderdorfmutter gewesen sein muss.

„Also mich hat es wichtig gedunkt, dort wo, also während du im Kinderdorf bist, dass die leiblichen Eltern ja halt doch noch den Bezug zueinander haben. Also zu uns gehabt haben. Ja und dass sie aber wissen, aber, aber das ist es dann, die meinen, halt das Kinderdorf nimmt ihnen ihr Kind weg. Und dort hat sich meine Mama halt dann immer, ja halt so festgeklammert an uns, und hat gemeint, wir sind immer noch so klein halt. Und das war halt dann doch irgendwie, dass ich halt, aber gut, da kann das Kinderdorf nichts machen, das Krampfartige halt, ja.“ (2003)

➤ **„Es war für mich so eine Zeit, da wollte ich zu ihr ziehen“ – einen Platz in den zwei Familien finden**

Die Erzählung eines/r Interviewpartners/in macht besonders deutlich, welche Nachwirkungen Besuche haben können, wie ein System in Bewegung gerät und die Beteiligten zu reflektieren und nachzubereiten gefordert sind. Die Zusammenarbeit mit Herkunftseltern, das Herstellen eines Kontaktes, beinhaltet auch die Option, dass beim Kind der Wunsch nach Rückführung entsteht.

„[...] also durch das, dass ich da immer von der Mama geschwärmt habe. Bin ich halt auch zum Dorfleiter gegangen und hab gesagt, die möchte ich jetzt kennenlernen. Und dann hat er, ich weiß nicht, über das Jugendamt, oder ich weiß nicht, wie man das macht, hat er da, also ist sie auch ins Kinderdorf gekommen. Und dann haben wir sie eben auch kennengelernt. Und das war für mich, also, es war für mich so eine Zeit, da wollte ich zu ihr ziehen. [...] Und dann war, also ich war schon in dem Gedanken, dass ich jetzt fortkomme vom Kinderdorf. Und dann, ach ist, zum Schluss ist es nicht gegangen. Also sie haben, vom Jugendamt haben sie gesagt, das geht nicht. [...] Und die Kinderdorfmutter hat [...] mit mir geredet, halt was ich dort besser hätte wie da und, weil sie hat ja von Vornherein gewusst anscheinend, dass das nicht funktioniert. Weil sie hat das gewusst, also, hat sie dann irgendwann gesagt. [...] am Anfang war ich auf das Kinderdorf irgendwie sauer. Weil ich immer gemeint habe, dass da der Dorfleiter oder die Kinderdorfmutter dahinter waren, dass das nicht funktioniert. Bis man mich dann aufgeklärt hat. Also im Nachhinein.“ (2003)

Die Herausforderung, im komplizierten Netz zweier Familien aufzuwachsen, zu arbeiten, einen Platz zu finden

Die Beziehung zur Kinderdorfmutter und zur Kinderdorffamilie wurde von den jungen Leuten immer wieder auch als Konkurrenz zur Beziehung zu den eigenen Eltern ins Gespräch gebracht. Wir haben uns die Frage gestellt, was ein angemessener Platz für das Herkunftssystem sein könnte – im Lebenszusammenhang von Kindern und Jugendlichen, die in einer Kinderdorffamilie, welche für sie zu einer Ersatzfamilie, zu einer Alternative geworden ist, groß werden? Hier brauchen Herkunftseltern ebenso Unterstützung wie Kinderdorfmütter und andere MitarbeiterInnen, um sich auf den Prozess, wie Herkunftseltern in dem komplizierten Netz zweier Familien ihren Platz finden und Kinderdorfmütter ihre innere Einstellung zu diesen Eltern reflektieren, einlassen zu können.

Wie viel „Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem“ verträgt eine SOS-Kinderdorf-Familie? Für alle beteiligten SOS-Kinderdorf-MitarbeiterInnen ist es in vielen Fällen eine Herausforderung, die Bedeutung der Herkunftseltern für Kinder und Jugendliche anzuerkennen und zu reflektieren. Von den Eltern hergegeben oder weggenommen worden zu sein, erfordert von den jungen Erwachsenen eine Auseinandersetzung mit ihrer Loyalität zu den Eltern genauso wie mit ihren Bildern von den „unfähigen, verantwortungslosen und versagenden“ Eltern. Und auch da sind SOS-Kinderdorf-MitarbeiterInnen gefordert, sich ihre Zuschreibungen an die Herkunftseltern bewusst zu machen. Irmela Wiemann meint dazu in Bezug auf Pflegeeltern:

„Pflegeeltern müssen hier viel an sich arbeiten, dass sie ihre innere Einstellung zu jenen Menschen ändern lernen, die aus einem sozial, ökonomisch und psychisch krisenhaften Leben

nicht mehr haben machen können. Wären die Herkunftseltern problemlos, so hätte das Kind dort nicht fortgemusst.“⁴⁴

Empfehlungen der jungen Menschen für die Zusammenarbeit von SOS-Kinderdorf mit dem Herkunftssystem

Wir haben unsere GesprächspartnerInnen beim letzten Treffen gebeten, SOS-Kinderdorf aus ihrer ExpertInnenrolle heraus Anregungen zu geben, wie es mit den leiblichen Eltern umgehen, zusammenarbeiten, Kontakte pflegen soll.

Aus den unterschiedlichsten Gründen empfehlen die jungen Erwachsenen jedenfalls eine Zusammenarbeit von SOS-Kinderdorf und den Herkunftseltern.

- Es geht ihnen dabei beispielsweise um regelmäßige Treffen, vermutlich im Vergleich zu jener Regelmäßigkeit, die sie mit ihrem eigenen Vater, ihrer Mutter erlebt haben.
„[...] dass man halt geschaut hätte, dass der Kontakt also mehr wird und mehr ist. Also dass man, dass man sie öfters eingeladen hätte oder öfter kommen lassen.“ (2003)
Und darüber hinaus wünschen sie sich von den Eltern: *„[dass] Eltern [sich] trotzdem Zeit für die Kinder nehmen und sie besuchen gehen“* (2003).
- In anderen Empfehlungen geht es weniger um eine Zusammenarbeit als vielmehr darum, dass Eltern die Kinderdorffamilie als Beispiel bzw. Maßstab für „richtiges“ Familienleben, für ein gelungenes Miteinander erleben sollen. Dabei verbindet der/die InterviewpartnerIn wieder eine positive Bewertung der Kinderdorfmutter und des Kinderdorfes mit dem Vorwurf mangelnder Kompetenz an die Eltern.
„Ich würde sagen, am Anfang, wenn die Kinder ins Kinderdorf kommen, sicher eher wenig, dass die mit den Kindern zu tun haben, weil es für die Kinder sicher schwer ist von den leiblichen Eltern weg. Eben in eine neue Familie. Und dann sind wieder die leiblichen Eltern immer da. Aber ich finde, dass es schon wichtig ist, dass die leiblichen Eltern wissen, wie es dem Kind geht. Und wie es eine Kinderdorfmutter meistert, die eben mehr Kinder hat, [...]. Und ich finde, dass die leiblichen Eltern da irgendwie mehr Kontakt haben sollen, dass sie sehen, wie man es machen kann.“ (2003)
- So manche/r InterviewpartnerIn wünscht sich, die Eltern zwar einzubeziehen, allerdings nach den Regeln, die von SOS-Kinderdorf definiert werden.
„Ja, es ist so, dass ich ganz wichtig finde, dass man die leiblichen Eltern sehr schon einbezieht. In die ganze Situation, wie es momentan halt grad ist. Aber dass man ihnen eigentlich schon klar machen sollte, dass sie jetzt im Kinderdorf sind, [...]. Weil einfach manche Eltern meinen, sie können tun, was sie wollen, und das ist schon. Da muss man, da muss man ein bisschen härter dagegen sein, im Kinderdorf, also. Wenn man einfach sagt, man nimmt die Kinder auf, man gibt ihnen ein Zuhause, man, man sorgt für sie, man, man versucht ihnen eine Familie zu geben, weil es einfach mit der anderen nicht funktioniert. Aber, manche meinen, dass man ihnen die Kinder wegnehmen will, oder so.“ (2003)
„[...] bei schwierigen Familien oder jungen Familien, die ihre Kinder ins Kinderdorf geben, einfach genauere Richtlinien einfach setzen. Einfach mit den Besuchszeiten, dass man einfach strenger dahinter ist. Dass man auch da nicht einfach, solche Sachen einfliegen lässt, ja heute komm ich mal, heute komm ich nicht. [...] Einfach, weil das einfach die Kin-

⁴⁴ Wiemann, Irmela: Kontakte von Pflegekindern zu ihren Angehörigen, S. 9

der, die was da herkommen, das, die werden verunsichert, die, die haben da keine Sicherheit mehr, und das ist schon, für die Kinderdorfmütter ist das auch alles sehr stressig. [...] Und ansonsten also, macht das Kinderdorf eigentlich da schon alles recht super, woll.“ (2003)

- Eine Person, die zwischen Fremdunterbringungseinrichtung und Eltern vermitteln soll, ist das wesentliche Thema für eine/n unserer InterviewpartnerInnen, der/die im Vergleich zu den anderen kurzfristig – d.h. ein Jahr – in der Einrichtung gelebt und aus eigener Initiative eine Rückkehr zu den Eltern in die Wege geleitet hat.

„Also aus meiner Sicht wäre das sicher sinnvoll, wenn es da einen, sag ich jetzt mal, Zwischenperson gäbe, zwischen, zwischen Eltern und Jugendhaus, sag ich jetzt mal. Dass es da dazwischen eine Person gibt, die unabhängig ist. Also nicht, nicht nur das Jugendhaus den Kontakt mit meinen Eltern hat, sondern dass es eine Zwischenperson gibt, die unabhängig ist und die da vermittelt. Das wäre, in meiner Sicht, wäre das sinnvoll. Weil das Jugendhaus sieht im Prinzip nur mich, die kennt meine Eltern nicht. Ich meine, das Jugendhaus kennt nur, die Eltern, sag ich jetzt mal, aus meinen Aussagen, die ich mache, von meinen Aussagen. Und das ist nicht richtig.“ (2003)

Regina Wintersperger spricht hier von „*Fachkräften, die ‚Elternarbeit‘ unterstützen*“⁴⁵, von einer „*Fachkraft als Bindeglied zwischen ihren Wurzeln und ihrem neuen System. Äußerlich betrachtet stellt sie sich zwischen die Systeme, gleichzeitig hat sie im Inneren das Ziel vor Augen, wie die Integration beider Systeme realistisch aussehen kann.*“⁴⁶

⁴⁵ Wintersperger, Regina: Fremd aufgewachsen – tief im Herzen zu Hause, Leben lernen mit zwei Familiensystemen, S. 80

⁴⁶ Ebd., S. 81

Resümee und Empfehlungen

Ziele des Pilotprojektes waren, wie eingangs erwähnt, erste Informationen über junge Menschen, die aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen ausziehen, zu gewinnen und zu erfahren, wie sie den Übergang und SOS-Kinderdorf mit seinen Angeboten erleben, sowie Zugang und Fragestellungen zu erproben und Erfahrungen mit Forschung zu sammeln.

In diesem abschließenden Kapitel resümieren wir einmal unsere Überlegungen in Bezug auf den Zugang und das methodische Vorgehen und stellen in der Folge dar, welche Themen bzw. Fragen sich für uns aus den Ergebnissen unseres Forschungsprojektes ergeben und welche wir im Sinne von Empfehlungen und Anregungen zum Weiterdenken und -entwickeln in die Diskussion einbringen wollen.

Zugang und Methode

Die inhaltlichen und methodischen Schwerpunktsetzungen im Rahmen dieses Pilotprojektes haben sich zum größeren Teil bewährt. Es sind allerdings auch einige Schwierigkeiten und Probleme festzuhalten.

Ausgehend vom Fokus auf den Übergang in ein selbständiges Leben ist der gewählte Zeitraum von drei Jahren durchaus geeignet, Entwicklungen sichtbar werden zu lassen. Das bedeutet aber nicht, dass der Übergang sich auf diesen Zeitraum eingrenzen ließe. Wie auch die FATE-Studie⁴⁷ gezeigt hat, kann heute kaum mehr von klar abgrenzbaren Übergängen gesprochen werden und Übergänge ins Erwachsenenleben laufen auf verschiedenen Ebenen unterschiedlich ab. Insofern erheben wir auch nicht den Anspruch, den Übergang erfasst zu haben – wohl aber sind Dynamiken, Entwicklungsschritte, Anforderungen und Schwierigkeiten im Kontext des Überganges in ein selbständiges Leben sichtbar geworden.

Als zielführend für einen ersten Kontakt erscheint der Zugang zu den jungen Menschen über die jeweiligen Betreuungspersonen. Wir haben bei den meisten Jugendlichen eine zwar distanzierte aber gleichzeitig sehr offene Haltung uns und dem Projekt gegenüber feststellen können. Den Zugang hat sicherlich erleichtert, dass die Kinderdorfmutter bzw. der/die BetreuerIn in der Jugendeinrichtung uns angekündigt und die jungen Menschen grundsätzlich darüber informiert hat, worum es geht. Auch die Weitergabe der Fragebögen durch eine vertraute Betreuungsperson hat die Antwortbereitschaft sicherlich erhöht.

Insgesamt hat sich der in den Interviews zwar eingeschränkte, aber doch entstandene persönliche Kontakt zu den jungen Menschen als sehr förderlich erwiesen. Gezeigt hat es sich zum einen darin, dass die Bereitschaft, die Fragebögen auszufüllen und zurückzusenden, drastisch gesunken ist, wohingegen die Bereitschaft zu einem Gespräch bei fast allen da war. Von den 11 InterviewpartnerInnen bei der ersten Befragung haben wir bei der dritten Befragung noch mit 9 ein Gespräch geführt. Ein/e InterviewpartnerIn hielt sich zur Zeit der Interviews im Ausland auf und war von da her nicht erreichbar. Es ist zwar sicherlich leichter, einen anonymen Fragebogen einfach nicht zurückzuschicken, als ein telefonisch angefragtes Interview abzulehnen. Der Umstand, dass auch einzelne InterviewpartnerInnen den Fragebogen versprochen, aber dann doch nicht geschickt haben, kann auch so verstanden werden, dass die

⁴⁷ Das vergleichende europäische Forschungsprojekt „Families and Transitions in Europe“ (FATE) untersucht die Rolle der Familie in den Übergängen junger Frauen und Männer in den Arbeitsmarkt in acht europäischen Ländern. Nähere Informationen dazu gibt es auf der offiziellen Projekt-Website unter <http://www.socsci.ulst.ac.uk/policy/fate/fate.html>

persönlichere Art der Kommunikation bei einem Gespräch die Motivation, sich Zeit zu nehmen und Auskunft über sich zu geben, erhöht.

In vielen Fällen hat sich der Zugang über die jeweiligen Betreuungspersonen auch insofern als günstig erwiesen, dass die jungen Menschen häufig die Wohnung gewechselt oder sich ein neues Handy zugelegt haben. Da, wie sich gezeigt hat, in den meisten Fällen noch ein Kontakt zu SOS-Kinderdorf aufrecht bleibt, waren vor allem die Kinderdorfmütter diejenigen, von denen neue Adressen oder Telefonnummern zu erfragen waren.

Der qualitative Teil der Untersuchung hat sich als sehr fruchtbar gezeigt. Über die Interviews konnten wir ein recht differenziertes Bild der vielfältigen Lebenssituationen gewinnen und auf der Basis der Gespräche auch beschreiben.

Eher problematisch einzuschätzen ist der quantitative Teil. Wie Heinz Moser schreibt, werden die Schwierigkeiten von Fragebogenuntersuchungen häufig unterschätzt.⁴⁸ Eine der Schwierigkeiten ist, die Fragen so zu formulieren, dass sie zu verwendbaren Ergebnissen führen. So wurden bei unseren Fragebögen Adaptierungen notwendig, weil die Kategorien nicht passend waren oder aber unterschiedlich interpretiert wurden. Hier wäre sicherlich ein umfangreicher Pre-Test von Vorteil gewesen, doch ist auf der Basis unserer Erfahrungen anzunehmen, dass auch dadurch manche Verständigungsprobleme nicht auszuräumen sind. Letztendlich dürften solche Fehler nur durch den Einsatz von InterviewerInnen, die den Fragebogen ausfüllen, zu minimieren sein.

Aufgrund der geringen Anzahl von Befragten können die Fragebogenergebnisse nicht als repräsentativ betrachtet werden und es ist kaum möglich, aufgrund dieser Daten Aussagen zu machen, die über eine bloße Darstellung von unterschiedlichen Angaben hinaus geht. Die kleine Gruppe hat es andererseits möglich gemacht, sich die Angaben im Kontext genauer anzusehen und zum Teil auch mit Aussagen aus den Interviews zu vergleichen. Dabei sind auch Unschärfen oder Missverständnisse sichtbar geworden, die bei einer größeren Anzahl an Fragebögen nicht aufgefallen wären – aber bei der Interpretation doch zu Verfälschungen führen können. So wurde zum Beispiel sichtbar, dass die Antworten auf die Zufriedenheitsfragen oft sehr situationsbezogen sind, dass also z.B. ein belastendes Lebensereignis die Zufriedenheit mit allen Lebensbereichen deutlich beeinträchtigt hat. Die in einem Fragebogen angegebene Unzufriedenheit mit der beruflichen Situation war in diesem Fall z.B. primär auf ein Ereignis in einem anderen Lebensbereich zurückzuführen und nicht auf die berufliche Situation selber.

Ebenso wurde deutlich, dass die Fragebögen eine punktuelle Situation abbilden und damit der Lebensrealität – gerade in Zeiten, in denen Flexibilität und Mobilität, d.h. rasche Veränderungen, zu dominierenden Parametern werden – kaum gerecht werden. Besonders aufgefallen ist uns dies bei den Fragen zur beruflichen Tätigkeit, wo z.B. die Angabe „derzeit arbeitslos“ im Fragebogen einen Monat später, zum Zeitpunkt des Interviews, schon wieder überholt war.

Vielfältige Lebensrealitäten quantitativ abzubilden, ist ein schwieriges Unterfangen. Es braucht hier zu den verschiedenen untersuchten Lebensbereichen differenzierte Hypothesen oder Vermutungen, auf die hin Frage-Items entwickelt werden. Und auf jeden Fall macht eine quantitative Untersuchung nur Sinn, wenn eine größere Gruppe miteinbezogen wird.

Eine wesentliche Erkenntnis aus diesem Projekt ist auch, dass die Klärung der Zielsetzungen einer der zentralen Punkte ist. Hier waren die Zielsetzungen, die mit den Interviews verbunden waren, sicherlich klarer gefasst. Zu erfragen, welche Themen für die jungen Menschen in ihrem Leben zentral sind, welchen Herausforderungen sie sich im Übergang stellen müssen, wie sie diese bewältigen und welche Rolle SOS-Kinderdorf in diesem Kontext spielt oder

⁴⁸ Vgl. Moser, Heinz: Instrumentenkoffer für die Praxisforschung, Zürich 2003, S. 68ff

spielen kann, ist wesentlich konkreter, als einfach zu schauen, wie die Lebenssituation aussieht bzw. sich auch verändert.

Unter einer Praxisforschungsperspektive erscheint so der Zugang, etwas „von den jungen Erwachsenen zu erfahren“ als ertragreichster. Der Zugang, etwas „über sie zu erfahren“, ist vor allem im Hinblick auf Absicherung und Öffentlichkeitsarbeit sinnvoll und auch legitim. Notwendig erscheint uns aber, dass dabei klarer gefasst wird, was man, mit welchem Ziel in Erfahrung bringen will, um ein akzeptables Verhältnis von Aufwand und Ertrag zu erreichen.

Der Übergang von Fremdunterbringung ins selbständige Leben

In den Gesprächen mit den jungen Menschen sind in Bezug auf den „Auszug“ aus der SOS-Kinderdorf-Einrichtung und den Beginn eines selbständigen Lebens außerhalb nicht wenige Ängste vor Überforderung artikuliert worden. Zwar scheinen sie den Übergang dann doch recht gut zu bewältigen, aber die Empfehlungen, die sie SOS-Kinderdorf und anderen jungen Menschen geben, weisen doch darauf hin, dass die Vorbereitung auf das selbständige Leben ein relevantes Thema ist.

In diesem Kontext erscheint auch die Frage relevant, wie denn solche Ängste entstehen oder geschürt werden und was hier im Vorfeld der „Verselbständigung“ gemacht werden kann.

Den Gesprächen und Fragebögen entnehmen wir, dass die SOS-Kinderdorf-Angebote im Übergang für die jungen Menschen eine hilfreiche Unterstützung sind, sie diese Angebote nutzen und die jungen Leute darauf – als Startbedingung in ein selbständiges Leben – zum Teil auch angewiesen sind. In Zeiten verordneter Einsparungen, Budget- und Subventionskürzungen fragen wir uns in diesem Zusammenhang:

Wie geht SOS-Kinderdorf mit zunehmender Ressourcenverringerung der öffentlichen Hand im Bereich der sozialen Arbeit um, im Zusammenhang mit dem Anspruch, für junge Erwachsene Angebote über die Volljährigkeit hinaus zu gestalten?

Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erfahrungen der jungen Leute mit Unterstützungen durch SOS-Kinderdorf fragen wir uns auch:

Welche Kriterien, welche Voraussetzungen müssen die jungen Männer und Frauen erfüllen, um die Angebote in Anspruch nehmen zu können? Was sind die Bedingungen von SOS-Kinderdorf und was müssen junge Menschen auch mitbringen, um Unterstützung überhaupt annehmen zu können?

Ein weiterer Aspekt im Kontext von „Übergängen“ ist die Nachbetreuung. Das Angebot Nachbetreuung wurde in den Fragebögen und den Gesprächen von den jungen Menschen kaum thematisiert. Die Nachbetreuungs- und Kriseninterventionsstellen werden allerdings unseres Wissens intensiv genutzt und in jenen Regionen, in denen es noch keine eigene Stelle gibt, besteht meist ausreichend Bedarf, eine solche zu installieren.

Wir stellen uns daher die Fragen:

Ist es nur unsere spezielle Zielgruppe, die kaum Zugang zur Nachbetreuung, keinen Bedarf an Nachbetreuung hat oder das Angebot aus welchen Gründen auch immer nicht nutzt?

Ist „Nachbetreuung“ ein Angebot, das vermehrt von Erwachsenen in Anspruch genommen wird, die schon länger aus der jeweiligen Einrichtung draußen sind?

Eine genauere Recherche zur „Nachbetreuung im Übergang“ könnte ein Aspekt im Rahmen einer Auseinandersetzung zum Bereich „Nachbetreuung und Krisenintervention“ sein. Maßgeblich dafür sind allerdings die Interessen, Fragen und Anliegen der MitarbeiterInnen in den Nachbetreuungsstellen.

Im Kontext von Übergängen bedeutsam erscheint auch das soziale Netzwerk der jungen Menschen und ihre Fähigkeit, dieses zu gestalten. Vor dem Hintergrund, dass die jungen Erwachsenen unabhängig von SOS-Kinderdorf in der Lage sein sollen, ihr Leben zu gestalten, erscheint es wichtig, sehr früh schon das Knüpfen sozialer Netzwerke außerhalb der Einrichtung zu fördern.

Auffällig sind für uns im Kontext sozialer Beziehungen auch die sehr traditionellen Geschlechterrollenbilder und es erscheint uns sinnvoll, die Diskussion darüber voranzutreiben. In diesem Zusammenhang stellen sich Fragen wie:

Welche Normen und Rollenbilder will SOS-Kinderdorf vermitteln und weitertragen?

Welche Rollenbilder werden schon über die Struktur von SOS-Kinderdorf vermittelt, verfestigt oder verhindert?

Auffällig ist, dass Burschen und junge Männer hier traditionellere Bilder vermitteln als junge Frauen. Allerdings weisen unsere Erfahrungen aus den Interviews in Bezug auf das Thema „Kinder und Kinderbetreuung“ auch darauf hin, dass die Bilder von jungen Frauen möglicherweise widersprüchlicher sind. In den ersten beiden Interviews dominierten in den Lebensentwürfen der jungen Frauen ihre berufliche und persönliche Entwicklung, Selbstfindung und die Vorstellung von „Kinder ja, aber später“. Beim dritten Gespräch hatten drei junge Frauen entgegen dieser Perspektive bereits Kinder und waren in sehr konventioneller Weise damit konfrontiert, Kinderbetreuung und Beruf unter einen Hut zu bringen.

Und letztendlich erscheint auf der Basis unserer Forschungsergebnisse das Thema „Ausbildung und Arbeit“ von hoher Relevanz. Angesichts gesellschaftlicher Entwicklungen und angesichts der Situation am Arbeitsmarkt wird das Betreuungsziel „abgeschlossene Ausbildung“ einerseits notwendiger denn je und andererseits nicht mehr ausreichend, um den Anforderungen der Arbeitsgesellschaft gerecht zu werden.

Einerseits sind eine abgeschlossene Ausbildung und ein relativ kontinuierlicher Ausbildungsweg eine Zugangsvoraussetzung zu qualifizierteren Tätigkeiten, andererseits entspricht die zunehmende Diskontinuität der Arbeitsrealität in keinsten Weise mehr den traditionellen Bildern von Übergängen (Ausbildung – Arbeit – eventuell ein Wechsel des Arbeitsplatzes – Pension). Wie auch in Bezug auf die Geschlechterrollenbilder halten wir es für sinnvoll und notwendig, in diesem Kontext immer wieder die eigenen Vorstellungen und Bilder zu reflektieren und zu überprüfen, wie weit sie der Realität der jungen Menschen noch gerecht werden.

Die Aufwertung des eigenen steht in Verbindung mit der Abwertung des anderen Bezugssystems

In einer Kinderdorffamilie bzw. in einer Jugendeinrichtung aufgewachsen zu sein, wird sowohl in den Fragebögen als auch von unseren InterviewpartnerInnen generell positiv bewertet. Gerade in Bezug auf die Kinderdorfmutter ist mehrmals auch von „Stolz“ die Rede während BetreuerInnen in ihrem Engagement als Vorbild und Ansporn fungieren.

Einzelne junge Leute berichten von belastenden Erlebnissen aus der Sozialisation in der Kinderdorffamilie, von Gewalterfahrungen mit der Kinderdorfmutter, von aus ihrer Sicht inkompetenten Leitern, von mehrmaligem Wechsel der Bezugspersonen sowie von Stigmatisierungserfahrungen in der Rolle als Kinderdorfkind.

In ähnlicher Weise beschreibt Edina Normann die Auswirkungen unterstützender und belastender Erfahrungen auf die Bewertung der Zeit im Heim in Reflexionen von Heimkindern: *„So wird der persönliche Ertrag der Lebensphase in institutioneller Erziehung zum einen daran gemessen, ob er sowohl in der emotionalen wie auch in der alltagspraktischen Unterstützung als sinnvoll und hilfreich für den weiteren Lebensweg erfahren wurde. Zum anderen*

werden belastende Momente in den Heimkarrieren beschrieben, die insbesondere an zwei zentralen Themen festgemacht werden: Einerseits werden die Stigmatisierungserfahrungen beschrieben, die die Jugendlichen wegen des negativen Images der Heimerziehung erlebten. Andererseits spielen die konkreten Vernachlässigungserfahrungen im Rahmen der familienähnlichen Betreuungsformen in den Resümees eine wichtige Rolle.“⁴⁹

In allen drei Interviewphasen fanden wir Zusammenhänge zwischen positiven Einschätzungen des Aufwachsens in der Kinderdorffamilie und einem deutlich negativen Bild des Herkunftssystems. In diesen Kontext passt letztendlich auch die Vorstellung einer/s Gesprächspartners/in bei unserem letzten Treffen, bei eigenen Kindern dann alles besser machen zu wollen, sodass diese nicht „weggenommen“ werden müssten, weil sie alles bekommen, was sie brauchen.

Aber nicht nur gegenüber dem Herkunftssystem wird abgegrenzt, auch sonst scheinen positive Einschätzungen oft mit Abgrenzungen verbunden zu sein.

Die Jugendeinrichtung hat im Dorf einen schlechten Ruf – nicht nur bei der Kinderdorfmutter sondern auch bei Jugendlichen, die im Dorf bleiben (dort geht es zu locker zu, dort macht jede/r was er/sie will, dort rutschen die Jugendlichen in die Droge, diejenigen, die dort hingehen, brechen den Kontakt zu den Kinderdorffamilien ab, kommen nur mehr, wenn sie Geld brauchen u.ä.).

Umgekehrt werden die Freiheiten in der Jugendeinrichtung in Abgrenzung zur Strenge im Kinderdorf artikuliert.

Manche Äußerungen lassen sich so verstehen, dass mit Kinderdorf auch „Ordnung“, „Halt und Rahmen“, im weitesten Sinne „Normalität“ verbunden ist. Zumindest deuten Formulierungen darauf hin, die im Zusammenhang mit dem Verlassen des Kinderdorfes (sei es in eine Jugendeinrichtung, sei es in ein selbständiges Leben außerhalb einer SOS-Kinderdorf-Einrichtung) die Gefahr des „Absackens“ hervorheben. Konkret ist dabei von Drogen, Prostitution oder allgemeiner von „falschen FreundInnen“ die Rede. Auch hier, so könnte man interpretieren, wird das Kinderdorf durch ein negativ konnotiertes „Außen“ aufgewertet.

Ausgehend von den Diskussionen der letzten Jahre über den Leitsatz zur Betreuung Jugendlicher erscheint es uns notwendig, darauf zu schauen, welche Haltungen den jeweils anderen Einrichtungen gegenüber vermittelt werden.

Grundsätzlich stellt sich für uns die Frage, ob die Entscheidung in der Kinderdorffamilie zu bleiben oder in eine Jugendeinrichtung zu übersiedeln nicht oft von ideologischen Motiven wie dem, dass man nur in der Familie gut erwachsen werden kann, bestimmt wird.

Umgang mit dem Herkunftssystem

Was uns die jungen Menschen von ihren Kontakten zum Herkunftssystem, ihren Beziehungen zu Müttern und Vätern, über die Zusammenarbeit von SOS-Kinderdorf mit den Angehörigen vermittelten, löste bei uns in allen drei Interviewphasen immer wieder Irritationen aus. Mit der Einschränkung, dass wir nur indirekt aus den Aussagen der jungen Erwachsenen auf Sichtweisen und Haltungen schließen können, scheinen uns die Bezüge zum Herkunftssystem und seine Rolle unklar und manchmal problematisch zu sein.

⁴⁹ Normann, Edina: Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen, S. 149

- Manche junge Erwachsene wissen erstaunlich wenig über ihre leiblichen Eltern, Geschwister und Verwandte Bescheid. Insbesondere in der ersten Interviewphase erweckten einige junge Erwachsene den Eindruck, in der Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft eher auf sich allein gestellt zu sein.
- Andere junge Menschen wollen für sich entscheiden, wie sie die Beziehungen zu ihren Eltern gestalten. Ihren Äußerungen entnehmen wir auch ein Bemühen von SOS-Kinderdorf, eine gute Basis dafür zu schaffen.
- Bei uns entstanden Bilder von wenig bis keiner Beziehung zu leiblichen Müttern und Vätern.
- Auffällig ist die Tendenz, dass eine positive Bewertung von SOS-Kinderdorf bzw. eine sehr intensive Beziehung zur Kinderdorfmutter einhergeht mit einer abwertenden Haltung gegenüber den leiblichen Eltern. Diese steht in einem deutlichen Kontrast zum Anspruch von SOS-Kinderdorf auf einen wertschätzenden Umgang mit dem Herkunftssystem.

Unsere Eindrücke sagen noch nichts über die Realität in den SOS-Kinderdorf-Einrichtungen aus, sondern allenfalls darüber, wie junge Menschen die Situation mit ihrer Herkunft erleben. Die Zusammenarbeit mit den leiblichen Eltern, Biographiearbeit u.ä. sind seit längerem wichtige Themen innerhalb von SOS-Kinderdorf. Statistische Auswertungen über die Situation der Zusammenarbeit mit den Angehörigen in den neun SOS-Kinderdörfern liegen vor und dokumentieren, dass relativ viel Kontakt mit den Eltern oder anderen Angehörigen besteht.

Aus den unterschiedlichen Bewertungen und den Unklarheiten heraus entwickelte sich das Herkunftssystem zu einem Themenbereich, der einige Fragen aufwirft wie z.B.:

- Wirken sich diese – statistisch erhobenen – Aktivitäten in der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem auf die Kinder und Jugendlichen in irgendeiner Weise aus?
- Welche Ziele verfolgt SOS-Kinderdorf in der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem?
- Welche Vorstellungen von Eltern-Kind-Beziehungen, von Familie spiegeln die Haltungen in der Zusammenarbeit mit den Angehörigen wider?
- Wie werden MitarbeiterInnen ihren eigenen pädagogischen Ansprüchen gerecht, was sind ihre Vorstellungen von Kinderdorffamilie und Herkunftsfamilie, welche Bilder haben sie zu den vorgegebenen Standards?

... und wie weiter?

Sozialwissenschaftliche Praxisforschung setzt sich zum Ziel, die Praxis zu unterstützen und zu einer nachhaltigen Entwicklung der psychosozialen Arbeit und deren Rahmenbedingungen beizutragen. Für die Praxis nutzbar wird Forschung, indem Informationen gesammelt und aufbereitet, überprüfbare Prognosen erstellt und informationsträchtige „andere“ Lesarten sozialer Wirklichkeit zur Verfügung gestellt werden.

In diesem Sinne sind Forschungsergebnisse wie die unseres Pilotprojektes verdichtete Wahrnehmungen und Sichtweisen der SOS-Kinderdorf-Realität, die wir gerne in den Diskussionsprozess um die Weiterentwicklung der Arbeit in den SOS-Kinderdorf-Einrichtungen einbringen.

Forschungsergebnisse werden fruchtbar in der Auseinandersetzung zwischen PraktikerInnen und ForscherInnen. Dazu braucht es gegenseitige Übersetzungs- und Verständigungsarbeit zwischen Forschung und Praxis. ForscherInnen lassen sich auf die Praxis ein und finden Anschlussstellen für ihre Forschungsfragen und –ergebnisse. PraktikerInnen können die Forschungsergebnisse in die Reflexion ihrer Arbeit mit aufnehmen und daraus neue Perspektiven und Handlungsanleitungen entwickeln. Im Diskurs können zudem weitere Forschungsfragen entstehen.

Literatur

- Beck, Ulrich (Hrsg.): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie, Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 2000
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München (Beck) 1998
- Bendit, René/Hein, Kerstin: Internationale Studie „Families and Transitions in Europe“ (FATE), in: DJI Bulletin Nr. 63, Sommer 2003 o.S.
- Bonß, Wolfgang: Was wird aus der Erwerbsgesellschaft, in: Beck, Ulrich (Hrsg.): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie, Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 2000, S. 327-415
- Bürger, Ulrich: Heimerziehung und soziale Teilnahmekancen, Eine empirische Untersuchung zum Erfolg öffentlicher Erziehung, Pfaffenweiler (Centaurus-Verlagsgesellschaft) 1990
- Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A: Jugendradar 2003, Wien 2003
- Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Kurzfassung, Teil A: Jugendradar 2003, Wien 2003
- Chisholm, Lynne: Junge Erwachsene zwischen Phantom und Realität, in: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa, Opladen (Leske+Budrich) 1996, S. 39-52
- Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2002, Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus, Frankfurt a. M. (Fischer Taschenbuch Verlag) 4. Auflage 2003
- Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000, Bd. 1, Opladen (Leske+Budrich) 2000
- Friedlmayer, Stefanie/Kumer, Annemarie/Braun, Eveline: ... das letzte Kind muß überbleiben, Eine Studie zur Lebenssituation junger Erwachsener mit Heimerfahrung, Wien (Österr. Bundesverlag) 1992
- Friesl, Christian (Hrsg.): Experiment Jung-Sein, Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher, Wien (Czernin Verlag) 2001
- Heim, Rosa/Posch, Christian (Hrsg.): Familienpädagogik, Familiäre Beziehungen mit Kindern professionell gestalten, Innsbruck (StudienVerlag) 2003
- Hofer, Bettina/Putzhuber, Hermann: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Pilotprojekt in den Regionen Dornbirn, Imst und Salzburg, Rohbericht zum ersten Befragungsdurchgang 2000, Innsbruck (unveröffentlichtes Manuskript) 2001

- Dies.: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Pilotprojekt in den Regionen Dornbirn, Imst und Salzburg, Zwischenbericht zum zweiten Befragungsdurchgang 2001, Innsbruck (unveröffentlichtes Manuskript) 2002
- Dies.: Zur Lebenssituation von jungen Erwachsenen aus SOS-Kinderdorf-Einrichtungen, Pilotprojekt in den Regionen Dornbirn, Imst und Salzburg, Zwischenbericht zum dritten Befragungsdurchgang 2003, Innsbruck (unveröffentlichtes Manuskript) 2004
- Iacovou, Maria/Berthoud, Richard: Young People's Lives: A Map of Europe, Colchester: University of Essex, Institute for Social and Economic Research, 2001
- Keupp, Heiner: Produktive Lebensbewältigung in den Zeiten der allgemeinen Verunsicherung, in: Perspektiven der Beratung, SOS-Dialog, Fachmagazin des SOS-Kinderdorf e.V., München 1/1996, S. 4-11
- Krafeld, Franz Josef: Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft, Eine Herausforderung an die Pädagogik, Opladen (Leske+Budrich) 2000
- Moser, Heinz: Instrumentenkoffer für die Praxisforschung, Zürich (Verlag Pestalozzianum/Lambertus), 2003
- Müller, Hans-Ulrich: Fragile Identitäten und offene Optionen, Lebensentwürfe junger Erwachsener in einer westdeutschen Großstadt, in: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa, Opladen (Leske+Budrich) 1996, S. 123-142
- Nestmann, Frank: Soziale Netzwerke – Soziale Unterstützung, in: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 2. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Neuwied/Kriftel (Luchterhand) 2001, S. 1684-1692
- Normann, Edina: Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen, Heimkinder erinnern sich, Weinheim-Basel-Berlin (Beltz/Votum) 2003
- Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 2. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Neuwied/Kriftel (Luchterhand) 2001
- Pais, José Machado: Erwachsenwerden mit Rückfahrkarte? Übergänge, biographische Scheidewege und sozialer Wandel in Portugal, in: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa, Opladen (Leske+Budrich) 1996, S. 75-92
- Schwerdtfeger, Hans (unter Mitarbeit von Marga Raithel und Heinz Wollensack): Ehemalige österreichische Kinderdorfkinder heute, Eine katamnestiche Untersuchung zur Lebensbewährung, Innsbruck/München (SOS-Kinderdorf-Verlag) 2. Auflage 1984
- Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa, Jenseits der Normalbiographie?, Opladen (Leske+Budrich) 1996
- Wiemann, Irmela: Familienpflege als Hilfe zur Erziehung, in: Jugendhilfe 39, 5/2001, S. 229-234
- Wiemann, Irmela: Zusammenleben mit seelisch verletzten Kindern, unveröffentlichtes Manuskript, Weinbach 6. Juni 2001

Wiemann, Irmela: Kontakte von Pflegekindern zu ihren Angehörigen, in: Kindeswohl 3/99, S. 8-13

Wintersperger, Regina: Fremd aufgewachsen – tief im Herzen zu Hause, Leben lernen mit zwei Familiensystemen, in: Heim, Rosa/Posch, Christian (Hrsg.): Familienpädagogik, Familiäre Beziehungen mit Kindern professionell gestalten, Innsbruck (StudienVerlag) 2003, S. 77-88

Wolf, Klaus: Erziehung zur Selbständigkeit in Familie und Heim, Münster (Votum) 2002